Der Pfarrer von Grünrode.

Erster Theil.

Der

Pfarrer von Grünrode.

Ein Lebensbild.

Von

Heinrich Pröhle.

Erster Theil.

Leipzig:
Avenarius & Mendelssohn.
1852.

Inhalt zum ersten Theil.

Erstes Capitel.

Worin der Pfarrer Nettmann von seinen Eltern erzählt und der Leser die Bekanntschaft eines Musterhirten macht.

Wie so viele große Männer so beginne auch ich kleines Kirchenlicht meine Lebensbeschreibung mit der Geschichte meines Vaters. Er war der ehr- und tugendsame Kuhhirt und Nachtwächter Nettmann in meinem jetzigen Pfarrdorfe Grünrode, das dicht am Fuße des Harzgebirges liegt, und gehörte zu den Männern im Volke, die dem Lichte des Geistes und höherer Bildung zustreben und deshalb in so hohem Grade unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit verdienen, wie seltsam sie uns auch mitunter erscheinen mögen. Wie er denn oft und viel im Alter aus seinem Leben zu erzählen gewohnt war, sodaß ich mich fast getraue dasselbe hin und wieder mit seinen eigenen Worten wiederzugeben, so rühmte er sich auch als Greis, daß er in der Jugend gar stark von Gedanken gewesen

sei, und daß er damals in finsterer Nacht zwei Stunden weit hätte durch eine Waldung gehen können ohne Laterne. Sein Geist, sagte er, habe ihm im Dunkeln geleuchtet.

Zuerst wurde sein Geist, wie er auch gern erzählte, aufgemuntert durch einen neuen Lehrer, der während seiner Schulzeit nach Grünrode kam. Der alte Schulmeister hatte alle seine Schüler und Schülerinnen eingetheilt in die Vater-unser-Kinder und in die A-B-Ab-Kinder, je nach dem womit sie sich gerade beschäftigten. Bei ihm konnte sich die Seele meines Vaters nicht aufheitern und dem Lichte zuwenden, denn er hielt streng auf die alte Manier, wonach die Kinder, wenn sie A, B, C sagten, bei dem A sich alle links, bei dem B alle rechts wie eine Kunst beim Bergwerke bewegten. Bei dem C machten alle einen Knicks. Und wenn der alte Lehrer zu den Kindern sagte: Lang-sam, so bewegte er sich dabei selbst wie eine Wiege mit dem Oberkörper erst auf die rechte und dann auf die linke Seite. Als nun der neue Lehrer bei seiner Ankunft sah, wie sich die Schüler immer hin und her bewegten und zuletzt einen Knicks machten, sprach er zu seinen Schulkindern: das sei der alte Schlendrian, und brachte zuerst den Knicks ab. Dadurch wollte mein Vater zuerst, wie er es nannte,

„auf andere Gedanken" gekommen sein. Nun bildeten sich unter den Schulkindern zwei Parteien, die eine Partei war für das Alte und wollte sich fortwährend hin und her bewegen, die andere Partei wollte gerade stehen. Zu der zweiten Partei gehörten fast alle Mädchen und auch einige Knaben. An der Spitze dieser Knaben stand nun eben mein Vater, die Wortführerin jener Mädchen aber war meine Mutter. Sie war sehr angesehen unter ihren Mitschülerinnen, wenngleich sie nur eine Waise war und in der Mühle des Dorfes bei weitläufigen Verwandten das Gnadenbrot aß. Weil das Knicksen denn einmal abgekommen wäre, sagte sie im Namen der andern Mädchen, so möchte das Bewegen denn auch abkommen, was ihnen an dem fortwährenden Hin- und Herbewegen liegen könne? Das Knicksen freilich hätten sie gern beibehalten, das wolle sie und ihre Freundinnen nicht leugnen.

Auch einige wilde Hummeln in der Schule waren mit den meisten Buben fürs Rempeln. Mein Vater aber und meine Mutter stützten mit ihrem Kinderanhange den neuen Lehrer und setzten es mit der Zeit durch, daß „Alles anders wurde". Auch die Schwester meines Vaters war unter den Kindern, die dabei getreulich auf ihrer Seite standen.

Alle drei Kinder, die als Gespielen in allen Stük-

ken treulich zusammenhielten, erregten bald die Aufmerksamkeit des neuen Lehrers, und vielleicht war dieser es selbst, der bei meinem Vater zuerst die Hoffnung und den Wunsch erregte, sich zum Schulmeister auszubilden, wo nicht gar zu studiren. Allein ein Unfall brachte meinen Großvater, der als Waldarbeiter immer nur arm gewesen war, bis an sein Ende an den Bettelstab, und so verschwand selbst der entfernteste Gedanke an eine weitere Ausbildung meines Vaters.

Die Großmutter mußte täglich dem Großvater das Mittagsessen in den Wald tragen. An einem schönen klaren Herbstmorgen ging sie auch wieder so mit dem Henkeltopfe in den Wald. Es war so still und feierlich in der Luft, daß sie in einem fort sang und betete. Die Holzhauer waren mit dem Großvater gerade an einer alten dicken Buche beschäftigt, vor der sie sich schon lange gefürchtet hatten. Vor dem Mittagessen wollten sie die Buche noch vollends umhauen und der Großvater hieß die Großmutter nur den Topf ans Feuer stellen. Dieses loderte nach der Richtung hin, welche derjenigen, wohin die Buche fallen sollte, entgegengesetzt war. Die Großmutter setzte also den Topf ans Feuer und las selbst auf jener Seite, bis der Baum fiel, trockenes Holz auf.

Als die Buche mehrmals geknackt und dadurch angekündigt hatte, daß sie sinken wollte, legte der Vater mit den andern Holzhauern lange Stangen an, um sie noch ein wenig zu lenken und zu regieren, damit sie auch wirklich nach der Seite hinfiel, wohin sie aller Berechnung nach fallen mußte, weil sie auf dieser Seite angehauen war. Plötzlich aber kam ein Windstoß aus heiterer stiller Luft, der nahm die Buche und warf sie nach der entgegengesetzten Seite zurück gerade ins Feuer hinein. Einige andere Waldarbeiterfrauen, welche unterdessen mit den Henkeltöpfen gekommen waren und auch auf jener Seite Holz lasen, konnten noch schnell zurückspringen; die Großmutter aber lag zappelnd unter der Krone des Baumes zwischen Laub und Buchenreisig. Der Großvater, der sonst gegen seine Familie finster und hartherzig war, griff doch, als er mit den andern Arbeitern ihr die Buchenkrone vom Leibe wegschieben wollte, so fest an, daß er sich einen Schaden that. Bald sahen sie, daß sie die Krone nicht so von ihr wegheben konnten. Da fingen sie an, um die Großmutter aus dem Geäst hervorziehen zu können, mit vielen blanken Beilen die Buchenzweige abzuhacken. Darunter lag die Großmutter ganz still und galt für todt. Nachher hat sie oft erzählt, daß es ihr gewesen wäre, als stiegen

Engel über ihr auf und nieder und brächten Hülfe, wie die blanken Aexte über ihrem Haupte im grünen Laubwerk sich hin und her bewegt hätten.

Da sie noch so die Buchenzweige um die Großmutter herum abhackten, hatte sich schon durch eine der andern Waldarbeiterfrauen das Gerücht im Dorfe verbreitet, daß sie von einer Buche erschlagen sei. Als der Vater mit der kleinen Schwester aus der Schule nach Hause kam, schnitt ihnen beiden eine Frau, die mit den Großeltern im gleichen Hause wohnte und eben frisches Brot aus dem Backhause geholt hatte, ein Stück Brot herunter, gab es hin und sagte dazu: Eure Mutter ist todt. Das Brot konnten sie vor Thränen nicht essen. Die Großmutter aber wurde glücklich unter der Buche hervorgezogen und kam wieder zu sich selbst. Sie lag nachher noch viele Jahre lang krank im Bette, bis sie gestorben ist. Die Kinder mußten nun das Mittagessen in den Häusern zusammenbetteln. Da vergingen meinem Vater alle hochfahrenden Gedanken, und er gab sich als Hirtenjunge bei dem Kuhhirten des Dorfes in Dienst. Meine Mutter aber kam, nachdem sie zwei Jahre später als mein Vater confirmirt war, zu ihrem Vormund, einem Schuhmacher, dem Vetter Klee, der seit dem Tode seines als Seminarist verstorbenen Soh-

nes kinderlos war, nach Knobenburg in die Stadt Er hatte der Müllerin durch den Mühlknappen, der wöchentlich Mehl von Grünrode nach Knobenburg führte, sagen lassen, daß er die Mutter wol als Magd gebrauchen könne, wenn zu hoffen sei, daß sie brav sein würde. Sie wurde nun eine vornehme Stadtdame, d. h. sie erhielt städtische Kleider, und mein Vater wagte anfangs kaum noch zu ihr aufzusehen, wenn er am Sonntag Nachmittage am Wege stand, während seine Heerde im Gebüsche weidete, und sie kam daher mit ihrem kleinen Handkörbchen, mit dem sie zuweilen aus der Stadt auf die Mühle nach Grünrode gehen durfte. Einst hatte die Tochter der alten Müllerin Hochzeit; sie war mit dem Vater und der Mutter in die Schule gegangen, hatte sich aber dort nicht mit diesen vertragen, sondern sich zu den wilden Hummeln und den Buben gehalten, welche in der Schule für das Alte, nämlich für das Rempeln waren. Auch meine Mutter kam zu dem Hochzeitsfeste; der Vater stand am Wege und traurig sah er sie, die ihn nur flüchtig grüßte, vorbeigehen. Er selbst kam ja nicht auf die Hochzeit und dachte sie nur ungern als Tänzerin in den Armen der Bauerburschen, mit denen sie auch wirklich die ganze Nacht hindurch tanzte. Auch wußte er, daß ein Mühlknappe in der

Mühle in sie verliebt war und ihr, so oft sie nach Grünrode kam, Heirathsanträge machte, über deren Erfolg freilich das Dorf im Unklaren war. Als der Vater am andern Morgen mit der Heerde wiederum ausgetrieben war, spürte sein Hund im Gebüsch und im thauigen Grase umher, und, siehe da! nicht weit vom Wege lag die Mutter unter einer Haselstaude und schlief. Sie war mit dem Frühesten nach Knobenburg aufgebrochen, hatte sich aber von Müdigkeit überwältigt schon am Eingange des Gebirgs und des Waldes ins Gras gelegt, um noch ein wenig zu schlafen. Ihren Mantel hatte sie zwar unter sich ausgebreitet, aber von oben schüttelten die Blätter der Haselstaude zahlreiche Thautropfen auf sie herab. Der Vater blieb eine Weile neben dem schlummernden Mädchen stehen; denn schon vertheilten sich seine Kühe und Rinder mit schwerfälligem Gange im Gebüsch und er fürchtete, daß sie ihr Schaden thun möchten. Wie er nun so noch unschlüssig war, ob er sie wecken solle, kam schon langsam die schönste und größte Kuh der Heerde durch das Gebüsch auf diese Stelle zu; denn dies war, wie der Vater behauptete, ihr Lieblingsplatz, weil dort, wo jetzt die Mutter wie in einem Neste lag, immer die saftigsten Kräuter und Blumen wuchsen. Sie trug eine große schöne Heerdenglocke,

deren Geläut die ganze Heerde anführte. Die Mutter legte sich, als sie das Geläute im Schlafe daher kommen hörte, im hohen Grase noch einmal auf die andere Seite. Als aber die Kuh fast dicht vor ihr stand und verwundert auf sie niedersah, während mein Vater seinen Hirtenstab erhob, um sie zurück zu scheuchen, da erwachte sie und sah staunend auf. Ehe sie sich hatte erheben können, waren schon noch andere Kühe durch das Geläut der Glocke langsam herbeigerufen. Sie standen nun alle auf dem kleinen freien Platze vor der Haselstaude, und betrachteten die Mutter so neugierig, wie nach dem Sprüchworte die Kuh das rothe Thor ansieht. Vater und Mutter waren jetzt Beide bereits über das zwanzigste Lebensjahr hinaus, und das Antlitz der Mutter war von Schamröthe übergossen. Sie sprang schnell auf, griff nach dem neben ihr stehenden Körbchen, das mit Hochzeitskuchen für den Vetter Klee und seine Frau gefüllt war und wollte hinweg eilen. Allein mein Vater ergriff sie bei der Hand und sprach: „Schäme dich nicht, Mädchen, weil du mit deinen Stadtkleidern im hohen Grase gelegen hast. Gras und Blumen beschimpfen keinen Menschen und es wundert mich, daß du in der Stadt so stolz geworden bist.“ Die Kühe hatten sich jetzt bereits nach dem fetten Grase gebückt,

und achteten nicht mehr des Paares, das dort neben der Haselstaude vertrauter mit einander zu werden begann. Die Kuh mit der großen Glocke, der Stolz der Heerde, schob sogar einmal ihren Kopf mit den Hörnern fast zwischen den Hirten und das Mädchen aus der Stadt, um die zerknickten Blumen abzunagen, an der Stelle, wo die Mutter gelegen hatte.

Die Beiden sprachen noch lange mit einander im Walde, und endlich führte der Vater die Mutter an eine Quelle, wo sie sich das Gesicht wusch und ihr Haar ordnete und mit Wasser benäßte, das während sie schlief in Unordnung gerathen war. Dann nahm die Mutter ihr Körbchen und eilte, so schnell sie konnte, nach Knobenburg.

Die Mutter ging jetzt noch öfter als früher von Knobenburg nach der Mühle in Grünrode. Von der Mühle hieß es jetzt wie es in der Bibel steht: „Und es kam ein neuer König auf in Israel", d. h. es waltete statt der alten Müllerin jetzt die junge als Hausfrau. Die junge Müllerin befreundete sich aber jetzt mit meiner Mutter immer mehr und auch die Zänkereien aus der Schule her mit meinem Vater waren längst vergessen. Ihr war es nicht unbekannt, daß die Mutter den Mühlknappen nicht mochte. Weil nun ein großes Haus wie eine Mühle mit der Haus-

frau und ihren Mägden allein nicht gut bestehen kann, sondern immer noch eine oder die andere Frau aus dem Dorfe nöthig hat, die daheim nur eine kleine Wirthschaft hat und Zeit behält, für kleine Geschenke an Butter und Milch sich noch mit dem Sinn einer guten Hausfrau mitunter ein wenig um die große Nachbarwirthschaft zu kümmern, so begünstigte die junge Müllerin nicht allein mit der Gutmüthigkeit eines jungen Eheweibes in den Flitterwochen, sondern auch noch aus manchen Nebengründen die Liebschaft, die sich an jenem Morgen nach der Hochzeit auf der Mühle zwischen dem Hirten und der Magd des Vetter Klee entsponnen hatte. Sie bot Alles auf, um meine Mutter sobald als möglich in Grünrode ansässig zu sehen, wiewol der Vetter Klee, der meine Mutter mehr als Pflegekind denn als Magd behandelte, von ihrer Verheirathung mit einem Hirten durchaus nichts wissen wollte. Als nun der alte Kuhhirt, dessen Gehülfe und Knecht mein Vater bis dahin gewesen war, starb und er selbst dessen Stelle als Kuhhirt und Nachtwächter erhielt, nahm er an einem Sonntag Nachmittage einen Stellvertreter für seine Heerde, putzte sich heraus, so gut es die kleinen Ersparnisse, die er nach dem Tode seiner Eltern gemacht hatte, erlaubten, und ging kühn zum Vetter Klee in die

Stadt, wo er um die Mutter warb. Sein aufgeweckter Geist und seine schlanke, schöne Gestalt gefielen der Frau Klee und so vermochte Vetter Klee als Vormund meiner Mutter das Jawort nicht länger zu verweigern. Gegen Abend durfte die Mutter den Hirten von Grünrode bis zur „Tanne", einem Vergnügungsorte vor der Stadt, begleiten. Nachdem er hier in seinem Festputze einmal mit ihr getanzt hatte, zog er sie in die kleine Stube neben dem Saal, denn er wollte es sich nicht nehmen lassen, sie an diesem Sonntag Nachmittage einmal zu bewirthen. Freilich versäumte er alsbald, sie mit der ihm sonst nicht mangelnden Galanterie zu unterhalten, denn er kam mit einem Kaufmannsdiener ins Gespräch und weil er diesen als einen Gelehrten betrachtete, so ging er darauf aus, seinen Geist mit dem Geiste des Kaufmannsdieners zu messen. Er hat nachher oft erzählt, wie er auf der „Tanne" mit dem Kaufmannsdiener um einen Groschen in die Wette gerechnet hat. „Alle Leute, die in der kleinen Stube waren", pflegte er zu sagen, „waren mäuschenstill, wie wir Beiden um die Wette rechneten, denn beim Kopfrechnen heißt es: stille, stille, kein Geräusch gemacht. Und wer gewann? Etwa der Kaufmannsdiener? Nein, ich." So oft er davon anfing, setzte er hinzu: es könnte Jemand meinen, daß

er mit diesem Rechnen sich selbst rühmen wolle, er rühme aber nur Gott damit, der ihm einen solchen Geist gegeben habe. Die Mutter saß ganz glücklich dabei, als der Vater mit dem Kaufmannsdiener um die Wette rechnete, und auch er warf oft einen seligen Blick auf sie. Trotzdem daß sie doch in der Stadt gewesen war und dort Manches gesehen hatte, was über den Bildungskreis meines Vaters hinausging, war doch von jetzt an der Kuhhirt von Grünrode ihr ganzer Stolz und genoß wenigstens von ihr seit diesem Tage eine schwärmerische Verehrung. Sie begleitete ihn noch bis dahin, wo der Wald, an dem das Wirthshaus zur „Tanne" lag, seinen Anfang nahm. Mein Vater pflegte noch im Alter gern zu erzählen, wie sie ihn dort zum erstenmale recht herzlich geküßt, und wie sie immer wieder die Hände um seinen Hals geschlungen und sich an ihn gehängt habe, um ihn von neuem zu küssen. Er schrieb diese ganze Liebesinbrunst dem Umstande zu, daß er aus dem Kopfrechnen mit dem Kaufmannsdiener als Sieger hervorgegangen sei.

Nach einiger Zeit feierten sie ihre Hochzeit im Hause des Vetter Klee. Einige Freundinnen meiner Mutter aus der Stadt und einige Freunde des Vetter Klee waren die Hochzeitgäste. Des Vaters Schwe-

ster, die wol eine Tagereise weit von Grünrode an einen Verwandten, der auch unsern Namen führte, verheirathet war, hatte zu der Hochzeit nicht erscheinen können.

Zur Trauung ließ sich mein Vater mit Musik in die Kirche hinein und heraus blasen, was damals auch in den Städten noch erlaubt war. In der Kirche mußten ihm die Schüler etwas singen und auf der Orgel bestellte er sich die Brautmesse, Alles für sein Geld. Auch zu Hause bestellte er nach der Kirche Musik und da tanzte er soviel, daß der Vetter Klee sich darüber verwunderte und sagte: „Der Bräutigam hat hier in der Stadt keinen Freundsmenschen und ist so lustig!" O, sagte mein Vater da, ich habe hier wohl einen Freundsmenschen, klatschte in die Hände und rief: Vetter Juchheidom, komm herfür!*) Dabei nahm er seine junge Frau am Arm und tanzte noch lustiger als bisher in der kleinen Stube herum; die Mutter aber rief: Juchhe, juchhe, Vetter Juchheidom ist schon da!**) Endlich nahm die Frau Klee ihren Mann bei der Hand, zog ihn ein

*) Worte, die bei einem besonders lustigen Tanze gesprochen werden.

**) Gleichfalls Worte aus jenem Tanze.

paar Mal in der Stube herum und nun rief auch der Vetter Klee mit seiner Frau: Juchhe, juchhe, Vetter Juchheidom ist schon da! Als nun Alle so recht lustig waren, sprach mein Vater zu dem Vetter Klee, ob er nun wol einsähe, daß der Hochzeiter hier in der Stadt nicht fremd sei, sondern einen mächtigen Freundsmenschen hier habe in dem Vetter Juchheidom?

Bevor mein Vater mit der Mutter nach Grünrode aufbrach, gab er der Frau Klee noch zehn Thaler, die er sich erspart hatte, für die Auslagen zur Hochzeit. Sie wollte sie anfangs nicht nehmen; mein Vater aber sprach: „Kauf Sie sich ein Maß Bier dafür", und sie mußte das Geld behalten.

Wenn mein Vater sich später des wonnigen Gefühls erinnerte, mit dem er die Flitterwochen angetreten hatte, so versäumte er niemals auch hinzuzufügen, was für ein Vergnügen er empfunden habe, als meine Mutter das erste Mal den zottigen Hunden, deren immer eine große Anzahl im Hirtenhause war, und die er bis dahin selbst hatte füttern müssen, am Tage nach der Hochzeit Brot und Milch einbrockte. Mein Vater zog nämlich bei seiner Heerde und in unserm Hause fortwährend Hunde heran, die er theils für sich zum Hüten der Heerde abrichtete, theils als Hof- und Kettenhunde an die Bauern verkaufte. So waren die

Hofhunde des ganzen Dorfes aus seiner Schule hervorgegangen und hingen noch fortwährend mit großer Liebe an ihm. Da sie Abends überall von der Kette gelöst wurden, so sprangen nun alle Hunde des ganzen Dorfes, sobald sie meinen Vater mit seinem Horn kommen hörten, über Zäune und Mauern und begaben sich zu ihrem alten Lehrmeister. Diesem folgten sie in langer Reihe wie ein Regiment Soldaten nach, und hielten mit ihm die Wache im ganzen Dorfe. Erst wenn der Tag graute und der Vater heimzog, begab sich jeder Hund wieder auf seinen Bauernhof zurück. Meine Mutter hatte ein so kindliches Herz, daß sie selbst auf die Macht, die der Vater über die Hunde ausübte, stolz war. In diesen und ähnlichen Hirtenkunststücken, deren er eine große Anzahl in seiner Gewalt hatte, sah sie auch ein Zeichen seines außerordentlichen Geistes: eine Vorstellung, welche durch die Art und Weise, in der mein Vater über die einfachsten Dinge philosophirte, eine natürliche Begründung erhielt.

Auch darauf war sie stolz, daß mein Vater nächst dem Pfarrer Korn und dem Cantor Rasemann, dem Nachfolger jenes neuen Lehrers, der die großen Reformen in der Schule vorgenommen hatte, der einzige Mann in ganz Grünrode war, der — auf seinen

Nachtwächterposten — hochdeutsch sprach. Da er des Nachts an dem etwas abseits auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe gelegenen Hirtenhause mit den vielen Hunden nicht vorbeikam und da man dort nicht hören konnte, wie er die Stunden abrief, so benutzte sie die Gelegenheit, als der Müller einmal verreist war, um in der Mühle seinen Nachwächtergesang zu hören und seinen Triumphzug mit den Hunden zu sehen.

Die Müllerin sowol als meine Mutter sahen damals bereits, jene in kürzerer, diese in längerer Zeit, ihrer Niederkunft entgegen. Die Müllerin lag schon in ihrem großen Bette, das am Fenster stand. Da trat meine Mutter, die sich in der Stube nebenan entkleidet hatte und durch die noch offene Mühle ins Haus gekommen war, herein und sagte: „Erschrick nicht, ich will meinen Mann nur einmal auf dem Horn blasen und die Stunde abrufen hören." Damit schlüpfte sie zu ihr ins Bett und legte sich ans Fenster. Bald kam der Vater mit den Hunden daher. Die Frauen richteten sich im Bette empor, umschlangen sich mit dem Arm und steckten beide den Kopf in das kleine Fenster, das die Mutter ein wenig aufschob. Der Vater marschirte mit seinem ganzen Gefolge vorbei, rief mit deutlicher Stimme in hochdeutscher Rede

die Stunde ab, und blieb sogar unweit der Mühle stehen und sang das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Nachdem er vorüber gezogen war, schwatzten die Frauen noch eine Zeit lang miteinander und dann schlief die Müllerin ein. Die Mutter aber blieb wach, wenigstens hat sie den Vater nicht weniger als drei Mal noch vorüberziehen sehen und die Stunde abrufen hören. Dann stand sie stillschweigend auf, ohne daß die Müllerin erwachte. In der Stube kleidete sie sich im Dunkeln an und ging dann durch die Mühle, wo an diesem Tage die ganze Nacht hindurch gemahlen wurde, wieder hinaus. Jener Mühlknappe, der vor ihrer Verheirathung mit meinem Vater um sie warb, hatte um Mitternacht aufstehen müssen und wartete die Mühle ab. Sie schlüpfte daher so rasch als möglich durch die Mühle hinaus und ließ diesmal seine Neckereien ganz ohne Antwort, die er, von seinem Sitze aufstehend, ihr nachrief. So oft sie sonst in die Mühle kam, wo er dann stets, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, allerlei spaßhafte Reden mit ihr hatte, wußte sie ihm rasche und schnippische Antworten zu geben. Der Mühlknappe aber trat in die Mühlthür, und sah ihr anfangs nach. Als dann der Vater vorbeikam, um heimzukehren, sagte er ihm, daß die Mutter soeben

die Mühle verlassen habe, und der errieth sogleich, weswegen sie dort gewesen war.

Der Vater war diesmal wie im Traume mit seinen Hunden in der schönen Mondscheinnacht umhergezogen. Er hatte fortwährend an sein junges Weib gedacht, das er daheim im Hirtenhause glaubte, und den Wunsch ausgesponnen, daß sie ihm einen Sohn zur Welt bringen und daß es ihm gelingen möchte, diesen zu einem Geistlichen zu machen, wie er es selbst so gern geworden wäre. Da er einmal zufällig in die Tasche griff, fühlte er darin einen alten Pauluspfennig, den er wie eine Art von Talisman mit sich herumtrug. Nachdem er von dem Mühlknappen jene Nachricht erhalten, kehrte er in schalkhafter Stimmung in das Hirtenhaus zurück. Als er sich zur Ruhe begab, wollte er der Mutter vor lauter Liebesinbrunst einen kleinen Schreck einjagen. Er behielt den eiskalten Pauluspfennig in der Hand und drückte ihn auf ihre linke Wade, worauf sie sogleich erwachte.

Wenn nun in meiner frühesten Kindheit mein Vater, der sonst so heiter war, sich einmal betrübt oder verstimmt zeigte, so entblößte meine Mutter wohl eine Stelle an meiner linken Wade und zeigte sie ihm. Er wurde dann sogleich wieder heiter und lachte. Ich selbst wurde hierdurch aufmerksam auf jene Stelle an

meinem Fuß, und bemerkte dort ein Maal von der Größe eines Pfennigs, worauf deutlich ein Priester mit Mantel und Kragen zu sehen war. Oft fragte ich die Mutter, was denn das Maal zu bedeuten habe und woher es käme, da ich bemerkt hatte, daß andere Kinder und darunter das kleine Mühldortchen, welches einige Monate vor mir geboren war, keinen solchen Priester mit Mantel und Kragen an der linken Wade trugen. Meine Mutter erröthtete dann jedesmal und lächelte. Dabei wich sie meinen Fragen aus, und wenn ich nicht abließ, sie mit meiner Neugier zu bestürmen, so sagte sie wol gar: „Das darfst du nicht wissen, mein Sohn.“ Es dauerte auch in der That eine geraume Zeit, bis ich Alles dies, was ich soeben erzählt, im Zusammenhange erfuhr.

Die Geschichte mit dem Pauluspfennig läßt den Leser bereits einen Blick thun in das Innere meines Vaters um diese Zeit. Es war gerade in den ersten Jahren nach seiner Hochzeit, wo nach seiner eigenen Angabe sein Geist am lebhaftesten war. Damals grübelte er mehr als je an der Gottheit und las sogar, wie er sagte, Bücher, wonach gar kein Mensch hätte selig werden können. In jenen Jahren erbarmte es eine Humanitätsgesellschaft zu Knobenburg der Hirten, weil sie so einsam wären, und sie dachte, sie

könnten dabei auf schlimme Gedanken kommen. Die Mitglieder der Gesellschaft hielten darauf, daß die Hirten sollten Strümpfe stricken lernen und Bücher dazu lesen, wie die Frauen in der Stadt, und gingen umher und sahen zu, ob die Hirten auch wol fleißig waren. Zu den auswärtigen Mitgliedern der Gesellschaft gehörte auch der Pfarrer Korn in Grünrode. Der kam zum Vater eines Abends ins Haus und fragte: ob er nicht das Strumpfstricken lernen und Bücher lesen wollte. Das versprach er ihm und der Pfarrer machte später Berichte über ihn an die Humanitätsgesellschaft, wonach er ein Musterhirt war. Als die Herren in der Stadt das lasen, kamen sie auch zu ihm in den Wald und brachten ihm auch selbst allerlei Bücher, die aber der Pfarrer nicht loben wollte, wenn er davon hörte.

Einstmals forderte der Pfarrer meinen Vater auf, sich einen Stellvertreter bei der Heerde zu nehmen und auf einen Tag mit ihm nach Knobenburg zu gehen, wo die Humanitätsgesellschaft eine festliche Versammlung halten wollte. Mein Vater fand dort mehrere Hirten aus der Gegend, die sich gleich ihm der Gesellschaft angeschlossen hatten und meist mit ihren Predigern erschienen waren. Der ehrwürdige Rector Fischer hielt einen Vortrag über den Fortschritt

der Cultur in Europa, während dessen die Hirten verwundert in dem großen Saale umherschauten, und der auf meinen Vater, soweit er ihn verstand, einen großen Eindruck machte. Auf einem Tische, der vor dem Redner stand, lagen die Strümpfe aus, welche die Hirten gestrickt hatten, und ein paar Strümpfe von schwarzer Wolle, die mein Vater gestrickt, waren durch ihre Lage besonders hervorgehoben und als Musterstrümpfe bezeichnet. Vor der Eröffnung der Versammlung gingen die Herren von der Humanitätsgesellschaft an den Tisch, nahmen die Strümpfe in die Hand und besahen sie. Nach der Sitzung wurden sie zur Aufmunterung der Hirten an die Mitglieder der Humanitätsgesellschaft versteigert, und es braucht nicht gesagt zu werden, daß alle Strümpfe in der Steigerung nach ihrem zehn- und zwölffachen Werthe bezahlt wurden. Am höchsten wurde der Musterstrumpf meines Vaters getrieben, und endlich kaufte ihn der Rector mindestens zum dreißigfachen Werthe. War mein Vater über diese Auszeichnung schon entzückt, so war meine Mutter selig, so oft sie daran dachte.

Die Bauern im Dorfe waren mit seinem Strumpfstricken und Lesen aber nicht zufrieden, und weil sie ihm sonst gewogen waren, so verklagten sie den Pastor beim Consistorium, weil er ihnen den Kuhhirten

verführte. Das Consistorium gehörte selbst zur Humanitätsgesellschaft und hätte die Sache gern vertuscht. Als bei der Gelegenheit auch die weltlichen Behörden erfuhren, daß die Gesellschaft in der Stadt die Hirten zum Strumpfstricken zu verleiten suchte, schickten sie einen Polizeicommissar, der nahm Alles zu Protokoll und legte den Strumpf bei, den mein Vater eben strickte. Danach wurde die Gesellschaft in der Stadt durch den König verboten. Den Hirten aber wurde bekannt gemacht, es solle Alles beim Alten bleiben mit dem Müßiggange, und kein Kuhhirt solle sich wieder unterstehen einen Strumpf zu stricken. Auch sollte die damals überhandnehmende Neuerung aufhören, daß die Hirten den Kühen immer Buntes vorwürfen, damit sie sich davor scheuten und bunte Kälber zur Welt brächten. „Die Bauern wollen nun einmal, daß Alles beim Alten bleibt", klagte mein Vater, wenn er hiervon sprach, „und doch ist eine bunte Kuh weit anmuthiger anzuschauen als eine braune." An den braunen Heerden hatten sich zu jener Zeit alle Kuhhirten müde gesehen, und auch die Herren, die zu der Humanitätsgesellschaft gehört hatten, hielten nicht viel davon. In dem Jahre, wo der König von Frankreich hingerichtet wurde, kam ein alter Herr, der zu dieser Gesellschaft gehört hatte, zu meinem Vater

in das Grünröder Holz und sagte: ob denn das die Hirten wol nicht in der Gewalt hätten, daß die Kälber alle bunt werden könnten? Man müsse jetzt auf den Fortschritt sehen. Daß es aber mit dem Stricken auf die Dauer nicht ging, sah der Vater selbst bald ein. Denn zum Exempel, wenn das Vieh im Frühling zuerst wieder ausgetrieben wurde, so war es in der Regel lustig; fing es auf den Bergen ein wenig an zu tanzen, und dachten die Hirten da nur an den Strickstrumpf, so brachen die Kühe beim Tanzen ein Bein, ehe man sich's versah. Wie oft hörte der Vater nicht auch, wenn er unter einem Felsen saß, über sich einen Krach im Gebüsch, das den Felsrand umsäumte, und da brach dann das Rindvieh mit den Vorderfüßen hindurch, daß er hätte meinen sollen, es stürze ihm sogleich auf den Kopf. Es ließ sich nun freilich, wie ich das als Kind oft genug mit ansah, in der Regel vorsichtig genug auf den Vorderfüßen durch die Büsche hindurch, wandte sich dann behutsam und ging hart am Rande der Wand noch vor den Büschen dahin, biß den Blumen die Köpfe ab und suchte da sein Futter. Aber manchmal fiel doch eine herunter, und ein Herr aus der Stadt, der es einmal mit ansah, wie so eine stattliche Kuh mit ihren Hörnern ganz majestätisch den Berg herunterpur-

zelte, als ginge da der rechte Weg, sagte nachher zum Vater, das hätte gut ausgesehen. Niemand aber hätte den Bauern eine Entschädigung gegeben, wenn ihr Vieh deshalb zu Falle gekommen wäre, weil der Hirt es über dem Stricken versäumte.

Mit dem Bücherlesen aber fuhr mein Vater damals noch fort, wenn auch das Stricken und die Humanitätsgesellschaft verboten war.

So oft er in spätern Jahren auf diese Zeit zu reden kam, sprach er sich ungefähr folgendermaßen darüber aus: „Damals habe ich geforscht am Weltlichen und den Stein der Weisen gedacht zu erhalten. Der Stein der Weisen aber wird gewonnen durch den Specich*). Ein Weiser darf weder fluchen noch verwünschen, und so habe ich's auch gehalten, obgleich wir den Stein der Weisen noch nicht hatten. Ich habe mich dazumal mit einem alten Bergmann eingelassen, der in Grünrode wohnte und Gold machen wollte. Mir aber war es nicht ums Gold, sondern um den Stein der Weisen zu thun, denn der wird bei dem Feuern und Schmelzen mit eingeschmolzen. Aber er fand sich nicht und wir lernten auch das Goldmachen nicht. Aus Eisen konnten wir Kupfer machen,

*) Ein Spiritus.

aber das deckte die Kosten nicht, weil der Specich so theuer war, man muß Eisen zu Gold machen können.

„Seitdem habe ich das Grübeln großentheils eingestellt, habe aber wol gehört, daß andere Leute es noch fortsetzen, insonderheit die Freimaurer. Einige sagen von ihnen, sie grübeln und arbeiten an der Gottheit, die Andern aber, sie suchen den Stein der Weisen, und man kann nicht dahinter kommen, welche von Beiden Recht haben. Die Allmacht kriegen (erforschen) sie aber nicht, das will ich den Freimaurern vorhersagen.

„Von den Büchern habe ich mich auf die Letzt auch zurückgezogen. Die Bücher bringen ein Licht in die Welt, aber die Menschen können das Licht nicht begreifen. Ja, selbst wenn man die Heilige Schrift ordentlich liest, und punktum-kommamäßig, kommt man nicht durch. Denn was sprach Gott schon im Anfange? Lasset uns Menschen machen! Mithin muß Gott schon Jemand bei sich gehabt haben, als er die Menschen gemacht hat. Und so sind noch mehrere schwierige Punkte, und ich glaube nicht daran, wie der Barbier die Schrift auslegen wollte und sagte: Kain hätte ein Affenweib genommen, denn das hätte selbst dem Kain nicht gut angestanden. Und das ist

überhaupt ein schwerer Punkt, daß die Erde aus Nichts geschaffen ist. O dieser Punkt, dieser Punkt!"

So sprach mein Vater nicht selten. Wir aber finden wol ein andermal Muße, seinen philosophischen Betrachtungen wieder zu lauschen.

Zweites Capitel.

Vom Vetter Klee, von einem Husaren und von einem Blessen, der den Pfarrer zuerst auf geistliche Gedanken brachte.

Mein lieber Leser, ich habe selige Tage verlebt in dem alten Hirtenhause am Ende des Dorfes. Meine Mutter aber, die noch immer halb städtisch gekleidet einherging, sang immer so wehmüthig-lustige Lieder, etwa des Inhalts, daß es nicht immer so bleiben könne, und dabei hing ich mich denn, wenn wir in den Wald gingen und dem Vater das Mittagsessen hintrugen, an den Zipfel ihres unter der linken Hand zusammengeschlagenen Mantels und ließ mich so von ihr nachziehen. Die schönste Zeit meines Lebens aber war die, als ich ein klein wenig mehr herangewachsen war und nun nach den Erzählungen und Erinnerungen der Mutter mir die ersten kindlichen Vorstellungen bildete. Damals deutete ich mir unter Anderm auf ganz besondere Weise ein Lied, das ebenfalls zu

den Lieblingsliedern meiner Mutter gehörte, und das also begann:

Ein Schäfermädchen weidete
Zwei Lämmchen an der Hand
Auf einer Flur, wo fetter Klee
Beim Gänseblümchen stand.

Weil nun die Mutter auch von ihrem Aufenthalte in der Stadt und vom Vetter Klee, in dessen Hause sie sich gleichsam in den Kreisen der höhern Gesellschaft bewegt hatte, gar oft erzählte, so glaubte ich nicht anders, als daß auf jener Flur, von der das Lied singt, der Vetter Klee beim Gänseblümchen gestanden habe. Ich sah ihn ordentlich vor mir, den Vetter Klee in seinem Sonntagsrocke und das spanische Rohr in der Hand, wie er neben dem Gänseblümchen stand auf derselben Flur, wo das Schäfermädchen seine zwei Lämmchen weidete. Sie Alle zusammen hörten dann den Kuckuck schreien, der auch in dem Liede vorkam, der aber, wie ich erst später bemerkte, eigentlich der Liebste des Schäfermädchens war. Die ganze Scene vom Gänseblümchen, dem Schäfermädchen und dem Vetter Klee mit dem spanischen Rohr machte aber auf mich einen wahrhaft paradiesischen Eindruck, und noch lange nachher verwebten sich meine Vorstellungen vom Himmelreiche immer mit jener Flur, wo der Kuckuck zuletzt dem Schäfer-

mädchen ganz zudringlich ins Ohr schrie: Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck.

Viel schlimmer war ein anderes Misverständniß. Ich hatte gehört, daß der liebe Gott der „Höchste" sei, und deshalb sah ich eines Tages anhaltend zu unserm Dache empor, weil ich glaubte, er müsse auf dem Schornsteine sitzen.

Dann wieder hörte ich den Vater sagen, weil er eines Tages wegen eines starken Regens vor der Zeit mit seiner Heerde nach Hause kam, „es gießt mit Mollen"*). Darauf stellte ich mir den lieben Gott als einen starken Mann im blauen Kittel vor, der oben am Himmel stände und ganze Mollen voll Wasser herunter gösse; denn solche blauen Kittel trugen die Händler, welche von Molmerswende und Bennekenstein herunterstiegen und Mollen feil boten.

Am längsten hat sich die folgende, zum Glück weniger heidnische Vorstellung bei mir erhalten. Weil ich einmal in der Kirche hörte, wie an dem einen Sonntage für die Schullehrerwitwen und an dem nächstfolgenden für die armen Studenten eine Collecte gesammelt wurde, so brachte ich diese beiden in ein

*) Mulden.

und dieselbe Kategorie und stellte mir die Studenten wie Schullehrerwitwen vor.

Zur Kirche wurde ich schon sehr frühe angehalten. Am liebsten ging ich an den Festtagen hinein, wo es mir immer so feierlich vorkam, als müsse der liebe Gott irgendwo mit auf der Prieche sitzen, besonders unter dem „Herr Gott dich loben wir", wo die Burschen noch jetzt die Stelle „Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein" nach altem Brauche mit tiefer und grober Stimme singen. Am liebsten aber waren mir die Nachmittagsgottesdienste der Festtage, welche mir so still und traulich erschienen, als ob man zum lieben Gott „über Feld"*) gegangen wäre und ihn allein zu Hause angetroffen hätte.

Ich war nun allmälig so weit herangewachsen, daß ich mit meinen kindlichen Vorstellungen bereits an meinen zukünftigen Beruf dachte. Anfangs wollte ich Husar werden; denn nichts hatte mir so sehr gefallen, als eines Tages zu sehen, wie die mit Remonte durchziehenden Husaren in sorgfältig über den Ellbogen aufgerollten Hemdärmeln ihre Pferde striegelten auf den Höfen der Bauern, bei denen sie einquartiert waren. Einer der Soldaten hatte auf dem

*) Auf Besuch.

Oberarm ein rothes punktirtes Herz, in dem sein eigener vollständiger Vor- und Zuname, sowie sein Geburtstag, aufgeführt war. Dieses rothe Soldatenherz mit dem eigenen Namen des Soldaten vermischte sich ganz mit meinen Vorstellungen vom Soldatenleben, und so oft ich noch jetzt einen Soldaten sehe, muß ich an den punktirten Oberarm des pferdestriegelnden Husaren denken.

Nachdem ich die Stufe des Husarenthums überwunden hatte, faßte ich sogleich, um die Mittel zur Ausführung meines Planes wenig verlegen, den Entschluß, ein Geistlicher zu werden. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich freilich gestehen, daß dieser Entschluß zunächst durch eine sehr weltliche Veranlassung hervorgerufen wurde. Eines Tages ging ich während des Gottesdienstes dort unten auf der Straße vorbei. Auf dem Kirchhofe, den ich durch die offen stehende Thür erblickte, stand das Gras so hoch und die Zwetschenbäume auf den Gräbern hatten bereits Taschen, und aus all dem Grün, in dem die Kirche wie versunken war, tönte laut schallend, wie der Ruf des Kuckucks, die Stimme des Pfarrers; aus dem Luftloche aber, das sich noch jetzt in meinem Pferdestalle befindet, steckte der Blesse, welcher von des damaligen Pfarrer Korn's Pferden an der Wand stand,

wie ein Kutschpferd nickend den Kopf heraus. Namentlich dieser letzte Umstand gefiel mir besonders wohl und muthete mich gar heiter an, und damals eben wünschte ich mir zum ersten Male ein Geistlicher zu werden. Solche Regungen werden in einem Hause, wie das unserige war, wo Alles nach dem Höhern strebte, von den Eltern stets mit Stolz und Wohlgefallen angesehen und aufs liebevollste gepflegt. Mit wahrer Andacht hörten sie zu, wenn ich zuweilen des Abends auf den Stein vor unserm Hause stieg, und, indem ich die Hand wie ein Geistlicher bewegte, die tiefsinnigen Worte: „Predig, predig, Pape" in die Luft schrie.

Drittes Capitel.

Wie der Pfarrer zum Wunderkinde erzogen wurde, aber in Gefahr gerieth ein Taugenichts zu werden und endlich mit dem kleinen Mühlbortchen unter dem Schuppen ein anständiges Unterkommen fand.

Vorläufig besuchte ich die Dorfschule bei unserm ehrlichen Cantor Nasemann und es war natürlich keine Aussicht vorhanden, daß ich mich in ihr zum Geistlichen und Gelehrten ausbilden würde. Ich machte übrigens die besten Fortschritte, und der Cantor hat bei mir nie den Stock gebraucht, wenn auch seine Tochter, das kleine Gustchen, zuweilen keinen Anstand nahm mich auf offener Straße zu ohrfeigen. Sie wußte wol, daß sie an der Liebe ihres Vaters einen Rückhalt hatte, und so ohrfeigte das kleine Ding auf der Straße oft selbst viel stärkere Schulknaben als mich, ohne daß diese sich das Mindeste hätten zu Schulden kommen lassen, und gewöhnlich auch, ohne daß sie Widerstand gewagt hätten. Wagte es ja ein-

mal Einer, sich zu wehren, so lief sie heulend zu ihrem Vater, und der sonst so wackere Mann glaubte seiner Tochter stets zehnmal mehr als allen Schulknaben zusammengenommen. So beliebte es ihr denn eines Tages auch einmal wieder, mich zuerst mit Erdklößen zu werfen, und sodann sich noch auf mich zu stürzen, um mich zu prügeln. Da fällt ihr das kleine Mühldortchen, das schon etwas größer war als ich, von hinten in die Haare, und schlägt mächtig mit den Armen auf sie los, sodaß sie jämmerlich schreit. Heulend lief Gustchen zu ihrem Vater. Der aber schwieg diesmal still und bestrafte das Mühldortchen nicht für den Frevel an seiner Tochter, denn er mochte es mit Dortchen's Mutter nicht verderben. Sie war sehr angesehen im ganzen Dorfe und schickte ihm mitunter von ihrem Harzkäse zu, durch den die Mühle einen besondern Ruf erlangt hatte. Denn er gedeiht nicht bei allen Frauen gleich gut, es sind bestimmte Häuser, oft schon alt und morsch, in denen er am besten geräth, und dazu gehören besonders die alten Mühlen, in denen die Wasserdünste und der Mehlstaub bei einer milden und warmen Temperatur fortwährend durchs ganze Haus gehen.

Seit jenem Vorfalle schloß ich mich recht an meine Beschützerin, das kleine Dortchen, an. Oft zog sie

mich von nun an mit in die Hinterstube der Mühle, wo die Müllerin bei uns saß, den Käse aus einer Tonne in die andere packte und ihn mit Wasser befeuchtete, damit er nußbraun und schmackhaft würde. Dort in der Hinterstube wurde es mir immer recht wohlig, was hauptsächlich von der Kokosnuß hergerührt haben mag, die dort oben an der Decke hing und die ein Vetter von Dortchen aus Amerika geschickt hatte.

Oft schenkte mir die Müllerin Aepfel, und einer derselben, den ich an einem Sonntag früh vor der Kirche von ihr erhielt, ist eigentlich die Veranlassung geworden, daß ich noch zum Studiren gelangt bin. Ich sehe ihn noch vor mir, er war so schön und rothbäckig, wie ich seitdem keinen Apfel wieder gesehen habe.

Ich war damals acht Jahr alt und Dortchen ein wenig älter. Ich theilte Dortchen mit, was ich mit dem Apfel vorhatte; sie schwieg still und sagte nichts zu meinem Anschlage, als hätte sie meine Worte nicht gehört.

Ich wickelte aber den Apfel in ein Papier und kritzelte darauf „Lieber Gott, komm doch einmal zu uns nach Grünrode, die Aepfel sind dies Jahr so schön gerathen". Als ich nun eine Stunde später mit der

Mutter in die Kirche ging und dieser der Klingelbeutel vorgehalten wurde, warf ich schnell meinen Apfel hinein, denn ich glaubte nicht anders, als daß der liebe Gott selbst den Inhalt des Klingelbeutels bekäme, ja ich hatte früher gemeint, die Pfennige würden ihm nach der Kirche hinter dem Altar aufgezählt, wo er sich dann jedesmal einstelle, um sie in Empfang zu nehmen. Der Kirchvater aber hatte recht gut gesehen, wer das Papier mit dem Apfel hineingeworfen hatte und sagte es dem Pfarrer wieder. Der Pfarrer, mein Vorgänger Korn, hatte gerade in dieser Zeit den Plan gefaßt, seinen Emil, der ganz ungewöhnliche Fähigkeiten zeigte, zu einem Wunderkinde zu erziehen, und hätte gern noch einen zweiten Knaben aus seiner Gemeinde mit zum Unterrichte gehabt, weil ihm dann die Unterweisung leichter und der für ihn alsdann zu erlangende Ruhm als Lehrmeister größer schien. Er kam daher am Montage zu meinen Eltern in das Hirtenhaus, um mich nach allen Seiten hin zu examiniren. Meine Mutter bemühte sich anfangs, mir die rechte Haltung in Gegenwart des Pfarrers beizubringen, denn ich senkte den Kopf auf die Brust, und fuhr mit den Händen so verlegen hinten am Körper hin und her, daß sie mir sogar einen kleinen Schlag darauf gab. Als dann der Pfarrer

fragte, was ich vom lieben Gott wisse, sagte sie mir halblaut, sodaß der Pfarrer es sah und hörte, vor: „Er — ist — unser — Aller — Herr — und — Vater“. Der Pfarrer mußte ihr dies erst verweisen und sie bitten, mich allein reden zu lassen, weil nicht sie, sondern ich möglicherweise mit seinem Emil als Wunderkind erzogen werden solle. Sie hatte bis dahin sichtlich geglaubt, daß das Examen, wonach der Pfarrer sich entscheiden wollte, ob er mich mit in den Unterricht nähme und zum Studiren vorbereitete, zugleich ihr als meiner Mutter gelte. Ja sie sprach ihr Bedauern aus, daß ihr Mann nicht zu Hause sei, weil der dem Pfarrer trefflich hätte antworten können. „Der hier“, sagte sie, auf mich deutend, „ist nur erst ein kleiner Bube. Wenn er freilich mit uns allein ist, so spricht er doch schon seine Gedanken aus, und die sind gar schnurrig.“ Die Mutter erzählte nun dem Pfarrer, wie ich von meiner frühesten Kindheit an über Gott und die Welt philosophirt hatte, und weil ich mich weniger dumm anstellte, als der Pfarrer mich lesen und schreiben ließ, und weil er hierbei auch mit den Fortschritten, die ich in der Dorfschule gemacht hatte, wohl zufrieden war, so versprach er doch, mich von jetzt an mit seinem Emil in den Unterricht zu nehmen. Er fügte hinzu, wenn ich mit diesem

Schritt zu halten im Stande sei, so würden sich ohne Zweifel Mittel und Wege finden, mich kostenfrei studiren zu lassen. Meine Mutter war überglücklich hierüber und ebenso der Vater, als er nach Hause kam.

Von jetzt an aber waren die guten Tage meiner Kindheit vorbei. Das kleine Dortchen schien sich nicht mehr um mich zu kümmern. Da sie sich gern mit Erwachsenen, besonders mit Frauen unterhielt, so stand sie wol zuweilen in der Thür des Hirtenhauses und sprach mit meiner Mutter; doch ging sie gewöhnlich bald fort, wenn ich dann in meinen Freistunden dazu kam.

Eingehüllt in den Tabaksdampf von der Pfeife des vor uns sitzenden Pfarrers saßen wir, Emil und ich, auf seiner Studirstube; in der Ecke stand ein kleines Röhrchen, welches ich oft auf Geheiß des Pfarrers herbeiholen mußte, um damit gezüchtigt zu werden, denn ich blieb hinter Emil in allen Dingen zurück. Selten sah mich der Pfarrer einmal freundlich an. Nur wenn er mit mir und Emil an jedem Mittwoch Nachmittag über die Grenze zog und jeder in der Tasche seinen Theil von dem Bedarf der Pfarre an Zucker und Kaffee für die ganze Woche heimtrug, damit diese Dinge nicht versteuert zu werden brauchten, wurde er, nachdem er bei dem Kaufmann auf dem jenseitigen

Grenzdorfe ein Viertel Wein getrunken hatte, oft so lustig auf dem Heimwege, daß er uns sogar bei vollen Taschen seine alten Burschenlieder vorsang. Auch lehrte er uns das Lied mitsingen:

Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus.

Es hat mir auf diesen Wanderungen mehrere Ohrfeigen eingetragen, bevor ich es mit den andern beiden „Jünglingen", dem Pfarrer und seinem Emil, mitsingen konnte. Die Stimme des Pfarrers aber, wie er so durch Wald und Hecken dahinschritt, übertönte laut unsere zarten Knabenstimmen, und er ging so rasch und erregt, wenn er dieses Lied sang, daß er oft nicht bemerkte, wie wir eine ganze Strecke weit hinter ihm zurückgeblieben waren.

Am Donnerstage regirte dann wieder auf des Pfarrers Studirstube ausschließlich das Röhrchen. Hatte es mich einmal recht empfindlich getroffen, so theilte Emil, der im Grunde ein gutherziger Knabe war, nach den Unterrichtsstunden sein Zuckerwerk mit mir. Denn er war sehr naschhaft, und seine Mutter, die es schmerzte, daß ihm durch die Pläne des Vaters alle Freuden der Kindheit verloren gingen, steckte ihm Geld zu, für das er an jedem Mittwoch sich bei dem Krämer draußen im Laden heimlich Naschwaaren kaufte,

während der Pfarrer in der Stube sein Glas Wein trank.

Wiewol Emil jünger war als ich, war er doch nach einem Jahre soweit gelangt, daß ich seinem Unterrichte nicht von Ferne mehr folgen konnte, und nur aus Mitleid wurde ich noch vom Pfarrer auf der Stube behalten, um für mich ala und amo aus der Grammatik zu lernen. Nach einiger Zeit stellte der Pfarrer einen Candidaten als Stellvertreter und nahm einen mehrjährigen Urlaub, um Emil als Wunderkind für Geld im Lande sehen zu lassen, ich blieb in Grünrode zurück, und somit waren alle die von ihm bei meinen Eltern erregten Hoffnungen, daß ich zum Studiren gelangen möchte, geknickt.

Zum Hirtenknaben war ich auch nicht mehr zu gebrauchen, und mit alauda cantat und amo im Kopfe war ich auf dem besten Wege ein Taugenichts zu werden, um so mehr da der Pfarrer Korn, vielleicht aus einem gewissen Stolz, meinem Vater verboten hatte, mich wieder in die Dorfschule zu schicken, weil ich in ihr nun doch nichts mehr lernen könne.

Ich hatte keinen Gespielen mehr im Dorfe, und so schweifte ich denn den ganzen Tag über müßig um dasselbe herum. Zu dem Vater in den Wald getraute ich mich nicht recht, denn ich sah, daß er sehr betrübt

und selbst besorgt um mich war. Auch sprach er fast gar nicht mit mir, als ob ich etwas verbrochen hätte, während die Mutter mich oft zärtlich ans Herz drückte und mich dabei nicht sehen lassen wollte, daß sie vor Kummer weinte. Ich bemerkte ihre Thränen über mich aber doch, und so mied ich auch während der wenigen Stunden das Hirtenhaus, welche ich anfangs noch bei Tage in der Gesellschaft meiner Mutter zugebracht hatte. Immer wieder suchte ich den dreifachen waldigen Höhenzug auf, von dem sich in einer nicht sehr weiten Entfernung von Grünrode immer einer über den andern erhebt, und der die kurze Aussicht von unserm Dorfe aus begrenzt. Am Fuße der letzten Höhe dehnt sich näher nach dem Dorfe zu eine Wiese, die bereits gemäht war und hinter deren Grummethaufen ich damals an den sonnigen Herbsttagen, wenn keine Arbeiter zugegen waren, gewöhnlich mich lagerte und die Grammatik aus der Tasche zog, die ich zum Selbststudium stets bei mir trug. Hinter der Wiese beginnt eine Reihe von Zäunen, und dann folgen sogleich einige einzeln stehende Häuser, die äußersten des Dorfes. Nachdem ich eines Tages auch wieder ohne rechten Erfolg in der Grammatik studirt, schlich ich träge und scheu, als dürfe ich mich vor Niemand sehen lassen, an diesen Häusern vorbei, und

dann hinab an einer langen, krummen Reihe von lebendigen Dornhecken, die bereits fahl und herbstlich aussahen und von einzelnen Weidenbäumen unterbrochen werden. Dann ging ich wieder über eine breite Wiese mit hohen Grummethaufen, und kam dann nochmals an einzelnen schiefen Bäumen vorbei, deren Laubwerk um diese Zeit immer so feucht und so eigen glänzt, weil sich Nebel, Regen und auch noch etwas „fliegender Sommer", wie wir es hier nennen, darin verfängt. Von hier aus wollte ich die entgegengesetzte Richtung um das Dorf herum einschlagen. Aber ich ging doch an dem morschen Staket entlang, das sich eine Strecke weit in gerader Linie mit diesen Bäumen hinzog, dann aber eine Wendung machte und sich unter den überhängenden Obstbäumen des Mühlgartens verlor.

Schon in frühern Jahren, als ich noch so viel mit Dortchen spielte, hatte ich wol zuweilen diesen Schlangenweg von jenem Höhenzuge her bis zur Mühle durchlaufen. Jetzt aber stand ich wie erstaunt still vor dem Mühlbache, der geraden Wegs vom Gebirge herunter kam, denn ich hatte noch niemals auf seine Schönheit geachtet. Nicht weit von der Mühle theilt er sich und schließt eine kleine Insel ein, die mit Bäumen bewachsen ist. Weil es kurz vorher geregnet

hatte und der Bach angeschwollen war, schoß das Wasser gar munter um die kleine Insel herum. Nachdem sich dann beide Arme wieder vereinigt hatten, schoß der Bach, bei dem Ueberflusse an Wasser überschäumend wie der Krug des Gambrinus, das Wehr hinab. Ich sah ihn weit im Bogen tief in seinem Bette rinnen, trächtige Obstbäume und selbst Rasen auf dem etwas abschüssigen Boden hingen darüber her. Wie er sich so das Wehr hinabstürzte, schien er zwischen das Obst und die Bäume des Mühlgartens zu rinnen, sodaß man hätte glauben mögen — o unermeßlicher Segen Gottes! — die Schmerlen und Forellen darin müßten an die Birnen und Aepfel fliegen. Wie dann der Bach in den Baumgarten niedergestürzt ist, biegt sich sein Lauf etwas zur Seite, sodaß das stattliche Müllerhaus gemächlich in der Bucht liegen kann. Am Ende des Hauses läuft ein schmaler Steg über ihn hin, der noch jetzt zwischen zwei Zwetschenbäumen liegt, und zu den hohen Stiefelbohnen führte, die hinten im Grabelande am Gartenstaket standen. Auf diesem Stege ging eben das kleine Mühldortchen. Als sie mich sah, blieb sie stehen und kehrte, ohne mir zu winken, um. Bald stand sie neben mir vor der Mühle und war freundlicher und herzlicher als je gegen ihren ehemaligen Schul-

kameraden, dessen hochstrebende Wünsche auf eine so traurige Art Schiffbruch gelitten hatten. Sie zog mich auch wieder zu der Müllerin in die Hinterstube, und es that mir sehr wohl, als ich sie freundlich sah, und als sie mich nicht mit so betrübten Mienen anschaute, wie meine Eltern, denn ich hatte im Ernst gefürchtet, daß alle Leute mich als verdorbenen Studenten so kummervoll anblicken würden als sie. Die Müllerin aber behandelte mich so, als hätt' ich ohne Unterbrechung täglich unter der ausgedörrten Kokosnuß gesessen.

Sobald Dortchen aus der Schule kam, erwartete ich sie an jedem Tage vor der Mühle. Wir suchten sogar den alten Schuppen auf dem Mühlhofe wieder auf, der von jeher unser Lieblingsaufenthalt gewesen war, denn Kinder müssen außer ihrer menschlichen Wohnung immer noch eine Art von Hühnerlatte haben, ein Plätzchen unter der Dachtraufe, wo der Regen ihnen ins Gesicht spritzt. Der erste Schnee des Winters und die erste Schwalbe im Frühjahr, sie hatten uns von jeher, bis ich mit Emil unterrichtet wurde, unter dem Schuppen gefunden. Und auch in diesem Jahre fanden uns dort die Novemberstürme wieder, welche die Luken aus der Scheune der Mühle klappend hin und her warfen, bis der Müller den Mühlknappen hieß, sie zu befestigen, und die uns den

Regen in Strömen von der Seite herein durch die offenen Wände des Schuppens ins Gesicht trieben. „So kommt doch herein!“ rief die Müllerin oft heraus. Sie wußte nicht, wie wohl es uns unter dem Schuppen war, sie hatte es aus ihren eigenen Kinderjahren vergessen! Was wir dort sprachen unter dem Schuppen? ich weiß es nicht, und ich glaube, es wird wenig oder nichts gewesen sein, denn Dortchen fragte mich jetzt nicht einmal mehr: „Soll ich dein kleines Bräutchen sein?“ Sie hatte das früher so oft gefragt, vielleicht in ihren kindischen Gedanken dazu veranlaßt durch die Scherzreden meiner Mutter und der Müllerin; denn die Frauen pflegten sich vor dem verständigen Dortchen mit ihren Reden durchaus keinen Zwang anzuthun, gleichsam als könne sie Alles mit anhören.

Wenn aber Dortchen jetzt diese Frage nicht mehr an mich richtete, so hinderte das doch nicht, daß ich mir gerade jetzt mitunter den Gedanken ausmalte, daß Dortchen einmal meine Frau werden sollte. Ich dachte mir das etwa so, daß wir dann unser ganzes Leben lang miteinander unter dem Schuppen stehen und zusehen würden, wie die Sonne schiene und der Regen vom Dache tropfte, und daß wir dabei auf das Gackern der Hühner achten würden. Freilich hatte

ich noch einen Wunsch für den Fall, daß Dortchen meine Frau würde, doch schien er mir wenig ausführbar. Als nämlich der Vetter Klee einmal an einem Sonntage im Einspänner mit seiner Frau auf Besuch nach Grünrode gefahren kam, wünschte ich mir, daß ich mit Dortchen, wenn sie meine Frau wäre, immerfort in einem Einspänner umherfahren und dabei selbst das Pferd in der Scheere lenken könnte, wie auch der Vetter Klee gethan hatte.

Viertes Capitel.

Worin ein Schneegestöber ausbricht, aus einem Musterhirten ein heiliger Dreikönig und ein schlechter Spaß des Mühlknappen verhängnißvoll wird.

So verging der hereinbrechende Winter und der dann folgende Sommer, der Emil's Ruf als Wunderkind fest begründete und ihm für alle Zeiten einen Platz in den Annalen der Wunderkinder sicherte, für mich sehr einförmig. Der Cantor Rasemann und der Stellvertreter des Pfarrers, welche mich einmal in Gegenwart meines Vaters ein wenig examinirten, als sie Abends an dem Hirtenhause vorbeigingen, fanden Beide fast zu meiner eigenen Verwunderung, daß ich, soweit ich auch hinter Emil zurückgeblieben war, doch unter der Aufsicht des Pfarrers mir bereits eine ziemliche Anzahl von Kenntnissen erworben hatte. Gewiß hätten sie sich erboten, mir unentgeldlich weitern Unterricht zu geben, wenn mein Vater nur im Gering-

sten Aussicht gehabt hätte, mich später auf Schulen zu bringen, nachdem nun einmal mein Geschick von Emil's glänzendem Stern getrennt war. Doch wurde von jetzt an auch mein Vater wieder freundlicher gegen mich. Die Mutter entsagte gleich ihm allmälig ihrem Lieblingswunsche, mich als Pfarrer zu sehen; vielleicht dachte sie ernsthaft daran, daß ich die Müllerprofession erlernen solle und mir dann später durch Fleiß und gutes Betragen trotz meiner Armuth einmal Dortchen's Hand erwerben würde. Mich aber hatte die Unterredung des Cantors und des Candidaten mit meinen Eltern nur zu einem fleißigern Selbststudium als bisher ermuntert, und oftmals saß ich jetzt an schönen Nachmittagen in der Kammer des alten Hirtenhauses im Fenster und schlenkerte die aus dem Fenster hängenden Beine draußen in der Luft umher, während ich eifrig in der Grammatik lernte.

Von neuem kam der Herbst heran und nach ihm der Winter. Um die Weihnachtszeit eines jeden Jahres fiel stets die eigentliche Glanzperiode meines Vaters. Er zog dann jedesmal während der Dämmerstunden in Grünrode umher und blies als Kuhhirt im Regen und Schnee an einigen Stellen des Dorfes sein Horn. Die Mütter sagten dann in den Häusern den kleinen Kindern, das sei der Weihnachtsmann,

zeigten auch wol den schneebedeckten Mann den Kleinen aus dem Fenster. Dortchen und ich aber zogen mit einem großen Theile der erwachsenen Schuljugend hinter ihm her und betrachteten den Vater mit Ehrfurcht aus der Entfernung. Da der Schafhirt nun in diesem Jahre eine alte Gerechtsame für seinen Stand hervorsuchte und gleichfalls wieder begann als Weihnachtsmann in Grünrode umherzuziehen, wofür die Leute den Hirten stets beschenkten, redete die Mutter, die auf den Vater so stolz war, ihm zu, auf Größeres zu denken. Er räumte also nun dem Schafhirten für diese Tage das Feld und schloß sich an die heiligen drei Könige an, die vor Weihnachten in den Häusern umherzogen und bei denen damals gerade eine Stelle vacant war. Als der jüngste von ihnen mußte er einen alten hölzernen Kasten, in dem mehrere schwarz angestrichene, roh geschnitzte Holzfiguren sich befanden, an einer langen Stange forttragen. Diese ließ er dann, wenn sie zu den Leuten in die Häuser kamen, auf den Boden nieder und so sangen sie dreistimmig ein Lied, das also begann:

Die heiligen drei Könige aus Mohrenland,
Die Sonne hat sie so schwarz gebrannt, —

während mein Vater die heiligen drei Könige an der

Stange auf dem Boden tanzen ließ. Dazu hatten die Männer lange weiße Hemden übergezogen, und trotzdem, daß ihre Gesichter nicht geschwärzt waren, wurden sie doch von den Kindern gemeiniglich selbst als die heiligen drei Könige betrachtet, welche nun auf den Bauernhöfen herumzögen und die Geburt des Herrn verkündigten.

Meine Mutter war überglücklich, als sie den Vater mit den heiligen drei Königen davonziehen sah, denn dies war die höchste Ehre, welche ihr nach ihren Gedanken widerfahren konnte. Aber es sollte leider dieser Umzug uns Unglück ins Haus bringen.

Die heiligen drei Könige zeigten sich nicht nur in Grünrode selbst, sondern zogen auch auf die benachbarten Ortschaften und wollten von da aus an jedem Abende nach Grünrode zurückkehren. Sie waren ~~beide~~ zwar das, was man einen Pfiffikus nennt, und hatten sich deshalb eines gewissen Rufes in Grünrode zu erfreuen. Aber sie waren dabei etwas lockere Zeisige und benutzten seit ihrer Verheirathung namentlich die Dreikönigsfahrt, um alljährlich wenigstens einmal doch fern von ihren Weibern die Freuden des Lebens zu genießen. Mein Vater war als ein sehr nüchterner und ordentlicher Mann bekannt, und sie setzten etwas darein, ihm in den Wirthshäusern, wo sie ein-

kehrten, tapfer zuzutrinken. Am ersten Tage weigerte er sich, ihnen immer Bescheid zu thun; am zweiten Tage dagegen, wo sie bereits auswärts waren, hatte er einen kleinen Rausch im Kopfe, als er allein heimkehrte, denn seine Genossen hatten es vorgezogen, auswärts zu übernachten. Am Morgen des dritten Tages holte er sie in der Schenke, wo sie ihr Nachtquartier genommen hatten, wieder ab, und jetzt stiegen sie in die höher liegenden Gebirgsdörfer hinauf. An diesem Tage nun machte ihm ein ungeheurer Schneefall in den höhern Gebirgsregionen die Rückkehr nach Grünrode für den Abend gänzlich unmöglich, und er war gezwungen, dem Drängen seiner Gefährten nachzugeben und mit ihnen im Wirthshause zu übernachten.

Als der Vater um neun Uhr Abends nicht zurück war, schmeichelte die Mutter um mich herum, mich zu bewegen, das Horn zu nehmen und im Dorfe die Stunde abzublasen. Ich hatte aber nicht den Muth dazu, und nach zehn Uhr mußte die Mutter sich endlich selbst entschließen, den alten grauen Wächtermantel des Vaters umzuhängen und das Horn zu nehmen. Sie begab sich auf den Weg mit den Worten: „Ich fürchte mich nur vor den Hunden.“ So ging sie denn zagend zum Hirtenhause hinaus. Die Hunde des Dorfes aber erinnerten sich ihrer noch recht gut,

denn alle waren ja aus unserm Hirtenhause zu den Bauern gekommen. Liefen ihr auch nicht alle nach, wie dem Vater, so ist sie doch auch von keinem in den Fuß gebissen worden. Einzelnen aber, die sich doch zu ihr gesellten, warf sie mitunter einen Brocken Brotes zu und rief sie mit ihrer ganzen Freundlichkeit beim Namen. So ging denn Alles gut vorüber. Gegen Morgen kehrte sie zurück, schüttelte den alten Wächtermantel, indem sie ihn abnahm, vom Schnee rein und setzte sich auf den Sorgenstuhl hinter dem Ofen, worin ich in Feuer angezündet und ihr den dünnen Kaffee vom vorigen Tage gewärmt hatte. Sie schenkte mir auch davon ein und begann ihren Umzug zu erzählen, wobei sie sogar zuletzt recht heiter wurde.

Wiewol in Grünrode selbst der Schneefall noch nicht so arg war, so lag doch der Grund, weswegen der Vater nicht zurückgekehrt war, hinlänglich am Tage. Auch so freilich konnte die Mutter selbst kaum vor mir ihre Bekümmerniß darüber bergen, daß sie ihn an einen fremden Orte in Gesellschaft der Dreikönige wissen mußte. Die Wolke von ihrer Stirn verschwand indessen bald wieder, und sie begann mit ihrer ganzen Zärtlichkeit mit mir von meinem Vater zu plaudern, den sie noch immer durchaus als ein Genie betrachtete. Mit Stolz sprach sie von der Zeit,

wo die Gesellschaft in der Stadt ihr Augenmerk auf ihn als Hirten gerichtet, und wo der Rector in der Versteigerung die von ihm gestrickten Strümpfe an sich gebracht hatte. „Ich will dir's nur gestehen, Fritz", sprach sie, „ich bin in den allerersten Jahren unserer Verheirathung nicht umsonst so oft des Nachmittages zu deinem Vater in den Wald gegangen, ich habe ihm immer die Zwickel gemacht an den Strümpfen, die er strickte, und an dem Strumpfe, den der Rector gekauft hat, war mir der Zwickel besonders wohl gerathen."

Am Mittag dieses Tages hörten wir bereits von einem Fuhrmann, der ins Gebirge hatte fahren wollen und zur Umkehr genöthigt gewesen war, daß der Schneefall droben noch viel schlimmer geworden sei, und in der That kam der Vater auch diesmal am Abende nicht heim. Um zehn Uhr Abends nahm die Mutter wieder seinen Wächtermantel und seinen Stab. Unser großer Hirtenhund, der in der ersten Nacht der Mutter nicht hatte folgen wollen, sondern ruhig hinter dem Ofen liegen geblieben war, stieg ihr nach über die Schwelle des Hauses, und das war das letzte Mal, daß ich die gute Mutter gesund sah.

Sie war in dieser Nacht schon ganz kühn. Sie begnügte sich nicht damit zu blasen, sondern suchte

auch die Stimme und die Sprache des Vaters nachzuahmen, und rief seinen Wächterruf. Nicht umsonst hatte sie in jener Nacht ihn im Bette der Müllerin aus der Nähe belauscht. Die Hunde aus dem Dorfe kamen diesmal viel zahlreicher als in der ersten Nacht, und die Mutter hatte als oberster Wächter des Dorfes diesmal eine ganz ansehnliche Schar von zottigen Nachtwächtern hinter sich.

Zum Unglück hatte ich am Tage vorher gegen Dortchen von der Sache geplaudert, und so war's in der Mühle bekannt geworden, daß die Mutter vielleicht auch in dieser Nacht wieder als Wächter umherziehen werde. Jener Mühlknappe nun, der einst um die Mutter geworben und der ihr noch zuweilen nachgestellt haben soll, gab in dieser Nacht Achtung und erkannte leicht die Mutter an der Stimme. Hierauf nahm er ein Horn, das er sich im voraus vom Schafhirten geliehen hatte, und schlich sich in seinem weißen Müllerrocke aus der Mühle, sodaß er der Mutter plötzlich von der entgegengesetzten Seite her auf der Straße entgegentrat. In demselben Augenblicke äffte er den Wächterruf des Vaters nach und stieß, gleich der Mutter, ins Horn.

Die arme junge Frau, welche sicherlich vor mir, ihrem Sohne, die Angst, mit der sie zur Nachtzeit im

Dorfe umherzog, soviel als möglich verborgen hatte, wurde durch die weiße Erscheinung und den Wächterruf aufs heftigste erschreckt. Vielleicht glaubte sie gar, dem Vater sei bei den heiligen drei Königen ein Unglück zugestoßen und er zeige sich ihr nun als Gespenst, oder sie erschrak auch nur, weil sie hier auf diesem heimlichen Gange so unerwartet von einem Manne verfolgt wurde. Als der Mühlknappe ins Horn stieß, sank sie für todt zu Boden. In demselben Augenblicke sprangen alle Hunde hinter der Mutter hervor auf ihn zu und verfolgten den fliehenden Knappen in die Mühle, in deren Nähe sich das Ganze ereignete.

Von dem Geheul der Hunde erwachte der Müller. Er stand auf und fand den Knappen im Hause, der ihm gestehen mußte, was vorgefallen war. Die Hunde hatten sich unterdessen von der Mühle verlaufen; der Müller ging mit dem Mühlknappen die Mutter aufzusuchen, und Beide brachten sie, halb sie tragend, halb führend, in das Hirtenhaus zurück.

Hier verfiel sie in eine hitzige Krankheit und so fand sie der Vater, als er am Nachmittage von seinem Umzuge zurückkehrte. Er hatte sich bei furchtbarem Unwetter im Gebirge den Weg gebahnt, weil er uns nicht länger harren lassen wollte. Die gute Mut-

ter drückte ihm die Hand und suchte ihn über ihren Unfall zu beruhigen. Aber schon am nächsten Tage war sie todt.

Da lag sie nun in der kleinen Kammer und die Zugluft strömte fortwährend durch die unablässig geöffneten Fenster herein.

Kaum hatte sich das Gerücht ihres Todes durch Grünrode verbreitet, als nach ländlichem Gebrauche auch bereits eine Menge Frauen ins Haus stürmten, welche die Verblichene zum Theil nur oberflächlich gekannt, und die nun doch plötzlich wie in ihrem Namen sich ihrer ganzen kleinen Wirthschaft bemächtigten. Es ist etwas Eigenes, dies Herbeiströmen so vieler fremder Menschen in einem Sterbehause und ihr Schalten und Walten in demselben, gleichsam als würde der Besitz, groß oder klein, durch einen Sterbefall jedesmal auf kurze Zeit herrenlos, bis die rechtmäßigen Erben erst langsam seiner wieder Herr werden. In unserm kleinen Hirtenhause verlangten sie vom Vater den Schlüssel zur Mehltruhe, worin die Mutter etwas Weizenmehl, das ihr die Müllerin geschenkt, zum Weihnachtsfeste aufgespart hatte. Nun wurde Kuchen gebacken von den Frauen und von ihnen gegessen. Denn der Vater und ich mochten kaum einmal und nur der Mutter zu Ehren ein Stück von

ihrem Begräbnißkuchen nehmen, was uns aber doch recht erquickte.

So kam die Begräbnißstunde heran. Mit dem Vater begleitete ich die Mutter zu der letzten Ruhestätte; jeder ein Gesangbuch mit schwarzem Ledereinbande unter dem Arme tragend, schritten wir hinter dem Sarge her. Währenddem saßen die Frauen im Hirtenhause, führten trübselige Reden und aßen Kuchen dazu. Bei unserer Rückkehr fanden wir auch die Müllerin, welche bis jetzt seit der Sterbestunde der Mutter nicht mehr Zeit gefunden hatte ins Hirtenhaus zu kommen. Sie nöthigte uns von dem Kaffee und dem Kuchen auf, den die Frauen für uns bereit gestellt hatten und wovon wir ohne das Zureden der Müllerin jetzt wol kaum etwas genommen hätten. War es nun die Bewirthung der Müllerin, welcher Dortchen nicht von der Seite ging, oder waren es ihre theilnehmenden Reden, mit denen sie immer einen Zug nach dem andern zu dem Bilde hinzuzufügen wußte, das wir jetzt mit einer gewissen Absichtlichkeit uns von der Verstorbenen zusammenzusetzen suchten — genug, wir fanden uns von neuem seltsam gestärkt und erfrischt, als endlich den Abend spät auch die Müllerin das Haus verließ, nachdem die übrigen Frauen bereits eine nach der andern dem Vater die

Hand gegeben hatten und in ihr Alltagsleben zurückgekehrt waren.

Am Tage nach dem Begräbniß jagte der Müller den Mühlknappen aus dem Dienste. Die Müllerin aber ließ sich einmal expreß an einem Sonntage im Frühjahr das Wäglein anspannen, nahm Dortchen zu sich auf den Sack, der hinten als Sitz in das Korbgeflecht gelegt war und fuhr um meinetwillen in die Stadt zum Vetter Klee. Dieser hörte schon den Wagen langsam heranfahren, bevor er vor seinem Hause still hielt, er steckte also den Kopf zum Fenster heraus und hat später oft erzählt, wie die Müllerin vom Wagen herab alle Leute so freundlich grüßte. Er hob erst Dortchen vom Wagen, wiewol es sagte, es könne allein herunter, und half dann der Müllerin herab. Sie ließ sich dann, obgleich sie ihn zuvor kaum einigemal gesehen, von ihm in seine Stube führen, als hätte er sie längst erwartet, sprach vom Wetter und vom Wege, und hieß Dortchen, das, obschon sie bereits zwölf Jahre alt war, immer neben ihr stand und sich mit beiden Armen auf ihren Schoos legte, mit Rieckchen, der kleinen Pflegetochter des Vetter Klee, welche sie aus der Ecke der Stube her aufmerksam betrachtete, vors Haus gehen. Nachdem die Müllerin Dortchen's Hände von ihrer Schürze los-

gemacht hatte, wendete sie sich wieder zum Vetter Klee und sagte ihm, daß sie nach dem Tode meiner Mutter, wofür die Verantwortlichkeit halb und halb auf ihrer Mühle ruhe, für mich zu sorgen gedenke. Sie wolle ihm daher gern mit Mehl und Allem, was eine Mühle und ein Bauernhaus zu bieten habe, aushelfen, wenn er mich zu sich nehmen und die Schule besuchen lassen wolle. Er ging dies ein und noch an demselben Morgen fuhr die Müllerin nach Grünrode zurück.

Der Vater bereitete meine Abreise durch Anschaffung eines neuen Anzuges von seinen Ersparnissen so gut als möglich vor. Mir aber erschien während dieser Zeit noch oftmals so recht lebhaft meine Mutter vor den Augen des Geistes und ich sah sie dort im Hirtenhause noch oft, wie sie mir mein Frühstück vom Brote herunterschnitt und es mir so freundlich darreichte, wenn ich in der Stube bei meinem Vocabelbuche saß. Diese Zeit ist längst vorüber und ich kann mir die gute Mutter nur noch denken, wenn ich das durchs Dorf ziehende Rindvieh betrachte, wie sie mit aufgehobenem Stabe hinterher läuft und ihm wehrt, daß es nicht in die Zäune einfalle, was sie oft, um dem Vater sein Amt zu erleichtern, zu thun pflegte.

Fünftes Capitel.

Ein Mühlwagen und ein verwaister Knabe ziehen in die weite Welt.

An einem Frühlingsmorgen saß ich mit einem kleinen Bündel im Arm in der Dämmerung dort auf der Steinbank vor der Mühle. Der Mühlwagen sollte mich mit in die Stadt führen und beim Vetter Klee absetzen. Dies war derselbe Vetter Klee, der einmal mit dem Einspänner nach Grünrode kam, von dem die Mutter so oft erzählt, wie sie bei ihm gedient, der außerdem in ihrem Liede vorkam, welches ich oben angeführt habe. War ich auch jetzt über jenes Misverständniß hinaus, so hafteten doch die alten Begriffe aus der Kindheit noch immer in so weit bei mir, daß ich mir die Gegend, wo Vetter Klee beim Gänseblümchen stand, und das Schäfermädchen weidete, noch jetzt als ein Elysium vorstellte. Dies Elysium malte ich mir an jenem Morgen auf der Steinbank vor der

Mühle aus, und vergaß darüber die Kälte des Morgens, die anfangs meine Glieder geschüttelt hatte. Nachdem ich eine Zeit lang so gesessen hatte, ward die obere Hälfte der fast ebenso breiten als hohen Mühlthür geöffnet und der neue Mühlknappe steckte den Kopf über die Thür heraus, ohne mich zu grüßen. Von dem offenen Hofe herum wurde nun bald der kleine Wagen vor die Mühlthür geschoben. Eine Weile stand er ganz leer in der Dämmerung; dann traten Müller, Knappe und Lehrling alle zu gleicher Zeit aus der Mühle und trugen Säcke zu ihm hin. Der Müller reichte mir, als er vom Wagen kam, im Vorübergehen die Hand hin. Bald kamen die weißbestäubten Männer wieder aus der Mühle hervor, standen mit schweren Säcken um deu Wagen herum und legten einen nach dem andern darauf. Lange waren sie eifrig um ihn beschäftigt, vor seinem Abgange ihn auszurüsten zur Reise in die Stadt. Der Knecht, welcher auch ein Mühlknappe war und schon vorhin vom Hofe her den Wagen vorgeschoben hatte, kam wieder von dort und breitete über die vordern Mehlsäcke einen leeren Sack aus zum Fuhrmannssitz. Er faßte ihn vorher an zwei Zipfeln mit beiden weit ausgebreiteten Armen und schüttelte ihn, sodaß eine Wolke von Mehlstaub durch die Luft zog. Dabei

nickte er mir, der ich neben ihm sitzen sollte, von der Seite zu, als wolle er mir etwas Rechtes zugute thun, indem er ihn ausschüttelte. Dann ging er hin und wusch sich Gesicht und Hände im schäumenden Mühlgraben. Währenddem wurde aus der Mühle her immer noch nachgetragen und alle Lücken des Wagens wurden mit Säcken gefüllt. Bald kam auch der Müller aus der Mühle und wusch sich die Hände am Wehr. Der Lehrling brachte sodann die Peitsche des Fuhrmanns, welche sich zufällig in der Mühle befand, legte sie vorn über den Sitz und wusch sich dann gleichfalls im Bach die Hände. Zuletzt kam der neue Mühlknappe, eine kräftige und untersetzte Gestalt, noch einmal mit einem Sacke, dem er einen Stoß gab und den er so oben auf den Wagen als dessen Spitze und Krone schleuderte. Zuletzt kam auch der Müller selbst noch einmal und betrachtete und befühlte den Wagen an verschiedenen Stellen. Wer so zugesehen hätte an jenem Morgen bei aller dieser geschäftigen Sorgsamkeit, während ich still und unbemerkt auf meinem Stein saß, der hätte nicht mich, sondern den Mühlwagen für den Sohn halten sollen, der heute in die Fremde hinaus ziehen sollte. Kinder, deren Mutter Stunden lang vorher im Hause herumschleicht, ehe sie nur den Sohn, der dasselbe verlassen

soll, weckt, wissen nicht wie es thut, wenn ein verwaistes Kind in nebeliger Frühe vor seiner Abreise aus dem Dorfe auf kalten Steinen vor fremden Häusern herumhocken muß.

Doch hörte ich jetzt plötzlich hell und laut die Stimme der Müllerin nach mir rufen. Sie rief mich in die Stube und schalt mich aus, daß ich nicht längst an ihr Kammerfenster geklopft und sie geweckt hätte. Dortchen folgte ihr eben noch aus der Kammer nach. Sie schien noch sehr verschlafen, und obgleich sie mir keinen guten Morgen wünschte, als sie hereintrat, hatte sie doch wol so früh das Bett verlassen, um ihren Spielkameraden noch einmal zu sehen. Sie setzte sich mir gegenüber und zog, zuweilen noch ihre Augen reibend, die Strümpfe an, die sie in der Hand mit aus der Kammer gebracht hatte. Als sie damit fertig war, sagte ihr die Müllerin, sie sei nun groß genug, um sich die Strümpfe in der Kammer anzuziehen, sie möge einmal bedenken, daß ihr Spielkamerad nun schon auf Schulen ginge. Sie sah mich groß an und setzte beide Füße auf den Boden nieder. Die Müllerin aber stellte ihre Pantoffeln vor sie hin.

Nachdem in der Mühlstube gefrühstückt war, trat ich mit dem Fuhrmann meine Reise an.

Als wir an den Anfang des Waldes kamen, hielt

mein Vater, dessen Heerde dort weidete, uns an. Er trank dem Knecht aus seiner Flasche zu und unterhielt sich mit ihm über meine selige Mutter. Mit mir sprach er gar nicht, doch nannte er gegen den Knappen sie nur immer „seine Mutter". Er brach fast in Thränen aus, als er ihm erzählte, wie er sie hier ganz in der Nähe im Gebüsch gefunden nach jener Hochzeitnacht, wie sie dann in ihn verliebt geworden sei und ihn vielen, vielen Andern, und nicht allein dem frühern Mühlknappen vorgezogen habe. Dann erzählte er ihm die Geschichte von dem Pauluspfennig und hieß mich die Hose aufstreifen, um dem Knechte das Maal zu zeigen. Als er es ansah, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten. Er umarmte mich zärtlich, gab dann auch dem Knechte die Hand und dieser fuhr mit mir seiner Wege.

Sechstes Capitel.

Handelt von dem Examen und von den Idealen eines Bauernknaben, sowie von seiner Confirmation durch den Generalsuperintendenten.

Sogleich am Tage meiner Ankunft ging der Vetter Klee mit mir zum Rector Fischer, der mich prüfen mußte, um zu bestimmen, in welche Classe seiner Schule ich zunächst aufgenommen werden sollte. Das zottige weiße Hündchen, das uns anbellte, wie wir ins Haus kamen, und uns die schlechte Treppe der baufälligen und niedrigen Rectorwohnung hinauf verfolgte; die schnippische Haushälterin des alten Junggesellen, die mit hoher Fistelstimme das Hündchen an sich rief; endlich die hohe und dabei runde und schon etwas nach vorn gebeugte Gestalt des Rectors mit den rothen Wangen — Alles dies steht noch so deutlich vor mir, als wäre ich gestern erst auf der Domschule in Knobenburg recipirt. Nachdem die Haushälterin des

Rectors den Vetter Klee und mich zum Sitzen genöthigt, und der Rector mir seiner Gewohnheit nach ein wenig mit den Fingern auf den Kopf geklopft hatte, begann das Examen. Ich mußte eine Stelle aus Eutrop übersetzen, eine Aufgabe, die ich zu des Rectors Zufriedenheit löste, wiewol ich sehr zerstreut war. Der Rector, der in Pantoffeln war, trug zu seinen nur bis ans Knie reichenden Hosen schwarze wollene Strümpfe, die ich verstohlen, aber mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete, denn mich beschäftigte lebhaft der Gedanke, ob dies noch die Musterstrümpfe meines Vaters seien, an denen die Mutter, wie sie mir an jenem Morgen gestand, den Zwickel gestrickt hatte. Vetter Klee, der meine Blicke nach den Waden des Rectors bemerkte, versäumte nicht bei guter Gelegenheit nochmals zu sagen, daß mein Vater der Kuhhirt Nettmann in Grünrode sei; allein der Rector wollte sich vermuthlich nicht auf ihn besinnen, weil sein Name in ihm unangenehme Erinnerungen an das Verbot der Humanitätsgesellschaft hervorrief. Als indessen schließlich der Vetter Klee noch von seinem Sohne, dem verstorbenen Seminaristen, erzählte, hörte der Rector ihn theilnehmend an und die Haushälterin gab laute Zeichen ihres Beileids, sodaß wir Beide, der Vetter Klee und ich, endlich vollkommen zufrieden unter dem Klas-

fen des Hündchens unsern Rückzug antraten. Langsam gingen wir unsers Weges, denn Vetter Klee benutzte die Gelegenheit, um mir gleich jetzt die Schule zu zeigen, in die ich nach Beendigung der Osterferien meinen Einzug halten sollte. Währenddem schritt der Rector, der uns raschen Ganges aus seiner Wohnung nachgekommen war, ohne uns nochmals zu beachten, in Schnallenschuhen an uns vorüber. Mit wahrer Andacht sah ich seine schwarzen Strümpfe im nahen Weinhause, dem Domkeller, verschwinden.

So war ich nun also, wie wir heimkamen, beim Vetter Klee im Elysium, wo statt des Gänseblümchens der Schusterschemel stand und statt des Schäfermädchens das kleine Riekchen zu sehen war. Sie war die Tochter eines niedern Beamten, des Bruders der Frau Klee; nach dem Tode ihrer beiden Eltern hatte der gutherzige und mildthätige Vetter Klee sie zu sich genommen. Weil es nun in dem Hause an Raum fehlte, so erhielten anfangs wir beiden Kinder in ein und demselben Zimmer, hinter dem der Vetter und die Frau Klee schliefen, unser Schlafquartier angewiesen. Wenig achtete ich damals auf das kleine Waisenmädchen, das seine Kleider immer so sauber und ordentlich zusammenfaltete.

In der Wohnstube wurde mir ein altes Clavier

(Vetter Klee's Sohn hatte es hinterlassen) angewiesen, theils als Bücherbret, theils zur Uebung in der Musik, in der ich nach damaligem Brauch trotz meiner Armuth um ein Billiges Unterricht nehmen mußte. Auch trug die Musik mir reichliche Zinsen und wurde bald eine Hauptquelle meines Unterhalts, mit dem es sonst wol schlimm ausgesehen hätte. Denn ich trat in die Currende ein, und ein Armer, der damals ein Kind in der Currende gehen hatte, betrachtete dasselbe als versorgt.

Das Leben auf der Schule befriedigte mich im Ganzen sehr wenig. Meine Mutter hatte mir so oft davon erzählt, wie die Domschüler in der Stadt Arm in Arm einhergingen und miteinander Freundschaft hielten, und wie sie auf dem Anger vor dem Thore Ball schlügen. Danach hatte ich mir wieder ein Bild von der Schule gemacht, das ganz ideal war, kurz ich stellte mir auch die Schule wie eine Art Elysium vor, wo nach den Unterrichtsstunden die Söhne der Vornehmen und Reichen sich auf einer Wiese vergnügten. Ich fürchtete nur, daß ich nicht gut und edel genug sein möchte, um an diesem Leben Theil zu nehmen. Wie hatte ich mich getäuscht! Meine Mitschüler standen ihrem Alter nach gerade an der Pforte der Flegeljahre und balgten und prügelten sich davor

herum, als wolle immer Einer noch vor dem Andern den Eintritt erlangen. Waren sie einmal einig untereinander, so führten sie gewiß nur einen tollen Streich im Schilde. Am meisten sannen sie darauf, wie sie ihre Lehrer hintergehen wollten, und sie gaben ihnen sogar „Spitznamen“.

Auch die Lehrer selbst entsprachen übrigens, mit Ausnahme des Rectors und einiger ältern Männer, welche sich unter ihnen befanden, meinen hochgestimmten Erwartungen keineswegs. Ich weiß nicht wie es zuging, wenn meine Mutter von einem Collaborator erzählte (es hatte einer derselben beim Vetter Klee seine Stiefeln machen lassen), so sprach sie mit so viel Hochachtung und Bewunderung von ihm, daß ich mir unter einem Collaborator eine höchst ehrwürdige Person dachte. Ich war daher sehr wenig befriedigt, als ich die Erfahrung machte, daß dieser ehrenwerthe Stand aus blutjungen Leuten zusammengesetzt war, von denen keiner in Bezug auf Ehrbarkeit und Würde sich auch nur mit unserm ehrlichen Dorfcantor Nasemann in Grünrode hätte messen können.

Kam ich aus der Schule in das Haus des Vetter Klee zurück, so hatte ich auch dort im Grunde wenig Freude. Mit Schrecken gedenke ich noch an die Morgen, wo ich nüchtern auf seinem Hofe stand und meine

Stiefel putzte, welche niemals so blank werden wollten als die von den Mägden geputzten Schuhe der Stadtscholaren, ein Abstand, den mir sogar einmal einer meiner Lehrer vorhielt. Oft putzte ich noch an meinen Stiefeln, wenn kurz vor sieben Uhr, wo auch die Schule begann, eine kleine Glocke, genannt die Päblern, die Spittelleute zum Kaffee rief. Gewiß kamen sie auf diesen Ruf ruhiger und behaglicher herbei, als ich dann jedesmal in die Stube stürzte, wo die Frau Klee mir eine Tasse dünnen Kaffee auf die Tischecke gesetzt hatte, den ich stehend austrank. Ein Butterbrot hatte ich mir selbst schon im voraus am Abend vorher geschnitten von einem großen Landbrote, das seinen Platz auch auf dem Claviere hatte. Dies Butterbrot gab auch Anlaß zu manchen Neckereien. Ich beneidete im Stillen die Stadtschüler, welche auf dem Schulwege in die Bäckerläden rannten und sich, nach dem Ortsgebrauch, ein Frühstück von Weißbrot mit Braten oder Wurst herausholten. Diese verzehrten sie theils sogleich auf der Straße, sowie sie dieselben vom Bäcker in Empfang nahmen, theils stellten sie sich in der Frühstücksviertelstunde damit vor dem Schulhofe zusammen, oder sie hielten es auf der Faust und gingen damit bei gutem Wetter auf dem Domplatze spaziren, während ich oft ganz

allein bei gutem Wetter in der Classe saß und mein großes Butterbrot verzehrte. Anfangs hatte ich dabei noch einen Leidensgefährten, einen Gärtnerssohn aus der Vorstadt, dem seine Mutter an jedem Morgen ein mächtiges Butterbrot mit auf den weiten Schulweg gab. Als indessen sein Vater einmal in der Frühstücksviertelstunde mit grüner Waare vor dem Schulhofe vorbeigekommen war und gesehen hatte, wie dort die Söhne der Honoratioren so munter unter den Augen der promenirenden Lehrer ihr Frühstück verzehrten, nahm er zu Hause mit seiner Frau Rücksprache und legte von nun an auch an jedem Morgen seinem Sohne einen blanken Frühstückssechser neben die Kaffeetasse auf den Tisch. Es schmeichelte ihm nun nicht wenig, wenn er später da vorbeikam, und „Seiner" stand da unter den Söhnen der Vornehmen, und kam, ob auch etwas verlegen, aus diesem Kreise auf seinen Ruf zu ihm hin; besonders wenn dann auch wol die Lehrer sich nach ihm umdrehten, wie „Seiner" auf ihn zukam und dann miteinander sprachen, sodaß er annehmen konnte, es sage einer zum andern: „Das ist der Vater". Ich fand, daß die wohlhabendern Väter überhaupt oft in der Frühstücksstunde dort vorbeikamen, und hatte den sehnlichen Wunsch, daß die Lehrer auch den meinigen einmal

sehen und sich in Bezug auf ihn und mich sagen möchten: „Das ist der Vater". Aber er war nicht in der Kleidung danach, daß er hätte vors Schulhaus kommen können. Die Räthe vom Gericht gingen täglich da vorüber, blieben auch gewöhnlich vor den Lehrern stehen und sprachen mit ihnen von ihrem Adolf, ihrem Wilhelm, ihrem Karl. Denn die Lehrer kannten sogar die Vornamen der Stadtschüler, an die bei uns armen Dorfteufeln nie gedacht wurde. Wie munter biß aber dann nachher ein solcher Rathssohn, dessen Vater grade mit dem Lehrer gesprochen hatte, falls er mit seinem Frühstücke nicht fertig geworden war, noch unter der Lection in seine„ Knoben" und kümmerte sich gar nicht darum, daß die Collaboratoren vom Katheder herab ihm in den Mund sahen. Ich hätte es um Alles in der Welt nicht gewagt, mein großes Butterbrot, das unter der Bank lag, zum Munde zu führen. Wurde ich während der Lection zuweilen von einer Art Heißhunger befallen, so brach ich unter der Tafel einige Brocken davon ab und führte sie heimlich zum Munde, vor welchen ich sogar solange die Hand hielt, bis ich sie heruntergewürgt hatte.

Eines Tages war es, als plage mich der Uebermuth. Ich hatte mein großes Butterbrot schon vor

der Schule gegessen und war während der Lection von einem der Lehrer gelobt worden. Ich stellte mich also dreist während der Zwischenviertelstunde in meiner etwas altfränkischen Tracht vor den Schulhof und sah zu, wie die Andern frühstückten und sich Obst von der dort sitzenden Obstfrau kauften. Da plötzlich wurden wir aufmerksam auf das Gebrülle einer Kuh, die um den Dom herum kam. Ach ich kannte sie auf den ersten Blick, es war unsere Bunte aus Grünrode, und dahinterher lief mein Vater mit aufgehobenem Hirtenstocke.

Zu meiner innigen Beschämung muß ich gestehen, daß ich einen Augenblick willens war zu thun, als kenne ich den Mann nicht, der so daher kam. Aber sein treuer Hund vereitelte diese schnöde Absicht. Er lief vor der Kuh her und eilte sogleich auf mich zu, als er mich witterte, sprang an mir in die Höhe und stimmte ein Freudengeheul an, sodaß alle Schüler und alle Collaboratoren dadurch aufmerksam wurden. Unterdessen kam der Vater heran, und rief mir zu, immer hinter der Kuh herlaufend (denn stehen bleiben konnte er nicht): „Guten Morgen, Fritz, — schönes Wetter!" Ich eilte ihm nach und indem wir Beide halb gingen halb liefen, erzählte er mir, daß er mir habe zu meiner herannahenden Confirmation einen neuen Anzug

kaufen wollen. So hatte er heute am Tage des Viehmarkts einen Stellvertreter in Grünrode gestellt (er ist später sein Nachfolger geworden und hütet noch jetzt hier die Heerde), um die Bunte in der Stadt verkaufen zu können. Mich hatte er nichts davon wissen lassen wollen und auch das Haus und die Straße des Vetter Klee hatte er aus Scham, um ihm nicht den Grund seines Hierseins verrathen zu müssen, umgangen, war aber aus Mangel näherer Kenntniß des Ortes hinter den Dom gerathen, von wo aus nur eine Treppe hinabführte auf den „hohen Weg". Die Kuh hatte er nicht verkaufen können, weil man ihm einen Spottpreis dafür geboten hatte.

Ich trabte mit dem guten Vater hinter der Kuh her, um den Dom herum, bis er wieder auf dem rechten Wege war. Es entfuhr ihm ein tiefer Seufzer, wie wir so daher liefen und hin und wieder der Kuh wehrten, daß sie nicht in die winzig kleinen Höfe und Gärten vor den Häusern lief, und er konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Ach wenn das deine Mutter wüßte!" Und sie sah uns ja vom Himmel herunter und mußte sich gewiß damals die Augen abtrocknen. Ich sah unverwandt im Laufen auf die Kuh, aber es war mir doch beinahe, da der Vater jene Worte sprach, als müsse sie von der Fülle und Herrlichkeit des

Himmels etwas zu uns herunterwerfen, und ich glaubte jeden Augenblick, zu den Seiten der Bunten müsse es niederfallen.

Als ich auf die Schule zurückkam war der Unterricht bereits wieder begonnen. Verlegen und ganz mit Roth übergossen schlich ich in die Classe. Der Lehrer, bei dem ich mein Ausbleiben entschuldigen wollte, winkte mir, mich nur zu setzen. Die Schüler flüsterten und rückten anfangs weit von mir hinweg. Aber bald rückten sie mir zutraulich näher, und ich muß sagen, daß ich von jetzt an, bei aller scheinbaren Roheit, welche bei ihnen zum guten Ton gehörte, von ihnen die allerliebevollste, ja zärtlichste Behandlung genoß. Auch die Lehrer wurden von jetzt an aufmerksam auf mich, und ich sah wol, daß die meisten von ihnen ein treues Herz im Busen trugen.

Um Riekchen hatte ich mich bisher so wenig gekümmert, als sie sich um mich gekümmert hatte. Nur war einige male der Vetter Klee genöthigt gewesen, unter uns Frieden zu stiften. Als wir aber nun miteinander den Pfarrunterricht besuchen sollten und Frau Klee am Tage vor dem Beginne desselben angeordnet hatte, daß Riekchen's Bett von unserer bisherigen gemeinschaftlichen Kammer oben auf die Dachkammer gesetzt wurde, war mir eigen zu Muthe. Noch nie-

mals hatten wir uns eine gute Nacht gewünscht. Als ich aber diesmal die Treppe hinaufging, um mein Nachtlager zu suchen, ging Rieckchen leise mit der Küchenlampe in der Hand an mir vorüber und sagte zum ersten Male gute Nacht. Vor der Bodentreppe blieb sie einen Augenblick stehen, zog eine Haarnadel aus den Haaren und stachelte ihr Licht. Dann stieg sie auf die Bodentreppe hinauf. Rieckchen sagte mir nun jeden Abend gute Nacht. Von dem Anknüpfen einer kleinen Liebschaft war indessen bei uns nicht die Rede, wie häufig dies auch bei den Schülern während des Pfarrunterrichts vorkam. Am Tage unserer Confirmation durch den Generalsuperintendenten saßen wir, nachdem wir zweimal den Gottesdienst besucht hatten, ich im schwarzen Frack, zu dessen Anschaffung der Vater nun einen seit langer Zeit aufgesparten Nothpfennig hatte angreifen müssen, und Rieckchen im weißen Kleide, auf zwei Schusterschemeln in der Stube des Vetter Klee, wie denn die jungen Christen an ihrem Confirmationstage überhaupt gern noch traulich zusammenhocken, ehe sie in die Wogen des Lebens hinaus getrieben werden. Nach altem Herkommen saßen auch einzelne Verwandte, die zu dem Ehrentage gekommen waren, mit uns zusammen, und mein Vater, der schon Morgens um sechs Uhr angekommen war,

suchte sie auf seine Weise zu unterhalten. Er rühmte zuerst die Currende, die er schon vor dem Vormittagsgottesdienste aufmerksam betrachtet hatte, und sprach: „Es ist wirklich anmuthig anzusehen auch für den Landmann, wenn er in die Stadt kommt, wie die Knaben in ihren Mänteln erst still stehen, um mit einem neuen Liede einzusetzen, und dann anfangen zu rennen, und der Gassencantor im schwarzen Mantel wie die andern immer hinterher, und immer gesungen aus höchster Schar, und immer die kreuz und quer, um den Holzhaufen herum vor dem Bäckerladen und dann wieder da vorbei, wo sie vorhin vorbeigekommen sind, und endlich bleiben sie vor der Pfarre stehen, singen noch eins und rennen nun auseinander. Ja, so etwas kann mir gefallen, denn es erhebt die Seele, und es ist schlimm, daß der Landmann dergleichen nicht öfter zu sehen bekommt."

Hierauf begann mein Vater wieder über religiöse Gegenstände zu philosophiren, wozu ihm der festliche Tag meiner Confirmation Veranlassung genug gab. Er hatte besonders an dem Vetter Klee und an mir einen aufmerksamen Zuhörer, als er etwa folgendermaßen sprach: „Immer habe ich nur auf das Neue Testament gelebt, denn das ist deutlicher als das Alte. Denn ich sehe ein, daß Gott Mensch werden mußte,

wie die Allmacht die Jungfrau überschüttet hatte. Das wahre Licht schreibt sich her von der Ausgießung des heiligen Geistes. Seitdem ist der Vater, der Sohn und der heilige Geist immer bei uns. Muß aber das Gute nicht das Böse überwinden? Das ist meine ganze Verwunderung, daß der Fürst dieser Welt hat mit vielen Lügen und Geschichten die Menschen hinhalten können, bis Christus gekommen ist. Aber es soll nun einmal so sein, daß die guten und die bösen Geister fortwährend um den Menschen her sind und liegen miteinander in Streit. Denn wie erging es mir einmal in meiner Jugend? Da lag ich mit einem andern Schüler im Streit und wurden miteinander handgemein. Das sah unser Lehrer, der wußte, wie ich sonst so sittsam war, und stellte mich deswegen zur Rede. Da antwortete ich, wie auch die Wahrheit war, wie der andere Junge mir einen Schlag gegeben, da wäre mir gewesen, als stände Jemand bei mir, der spräche: Wehr dich. Da sprach der Lehrer, das sei richtig, aber seit der Ausgießung des heiligen Geistes sei auch noch ein guter Geist bei den Menschen. Und müsse der gute Geist in der Regel den Sieg davontragen, sonst ginge es schief mit der Welt. Und das habe ich denn auch bestätigt gefunden. Denn wie machen es die jungen Burschen, wenn sie zusammen sind? Erst

bekommen sie Zank beim Trunk, das ist der böse Geist. Dann aber sprechen sie zueinander: Komm her, wir wollen noch einmal miteinander trinken, und sind wieder holdselig und gut miteinander. Das macht der gute Geist.

„Immer habe ich gewünscht, einmal lebendig in den Himmel zu kommen. Schon als Hirtenjunge ließ ich einmal die Heerde im Stiche, rannte auf einen Berg gegenüber, worauf der Himmel zu liegen schien, und so meinte ich, da wollte ich anfassen, mich mit den Beinen schlenkern und so in den Himmel hineinspringen. Ja, und wenn mir noch jetzt Jemand die ganze Stube voll Gold gäbe, ich käme doch lieber lebendig in den Himmel. Nicht wegen des Vergnügens, sondern wegen der Weisheit. Denn was hülfe mir, daß ich in meiner Stube voll Gold ausharrte bis zu Tode, und was hat der Mensch, auch wenn er noch so reich ist, im Sarge? Ein Hemd, ein Paar Strümpfe und eine Mütze. Was er mehr hat als das — Ringe und Alles ist lauter Betrug und ziemt sich nicht für ein todtes Wesen."

Endlich erzählte mein Vater noch die Geschichte von dem Paulusspfennig, da die Frauen anfingen über seine philosophischen Betrachtungen ungeduldig zu werden. Er ließ nicht nach, bis ich die Stelle an meinem

Fuße zeigte — ich ging in eine Ecke, weit weg von Rieckchen, streifte dort die Hose herauf und setzte den Fuß auf einen Schemel. Die Weiber riefen voll Verwunderung: „Herrchrymenich!"*) und fingen leise an zu kreischen. Rieckchen's alte Tante aus einem benachbarten Städtchen, die mich bis dahin keines Wortes gewürdigt, unterhielt sich nun sehr lange mit mir. Ich war sehr einsylbig in diesem Gespräche, doch wandte der Vater während desselben keinen seiner freudestrahlenden Blicke von mir.

Bald aber nahm er seinen langen und dünnen braunen Dornstock aus der Ecke hervor und brach auf, um noch bei guter Tageszeit daheim zu sein. Am Abend ging Rieckchen wieder mit dem Lichte an mir auf der Treppe vorüber und sagte gute Nacht. Drunten aber saß der Vetter Klee noch mit seiner Frau Schuhmacherin zusammen. Später erfuhr ich, daß sie sich an diesem Abend noch gegenseitig ins Gedächtniß zurückgerufen hatten, wie sie während ihres Pfarrunterrichts in der Stadt zuerst miteinander bekannt geworden waren und sogar auch schon einen kleinen Liebeshandel miteinander angesponnen hatten. Ungewöhnlich spät hörte ich heute die vier Pantoffeln

*) Herr Christus.

der beiden Alten die Treppe heraufstappen und sah sie gleich darauf durch meine Kammer hindurch schieben, hinter der sie selbst ihr Nachtquartier hatten.

Da meine Confirmation mich nun einmal wieder auf geistliche Dinge gebracht hat, so will ich nicht versäumen auch zu erzählen, wie der Blesse, der in mir zuerst den Wunsch erweckt hatte, ein Landprediger zu werden, bei mir allmälig in Vergessenheit gerieth und wie ein anderer Wunsch dafür an die Stelle trat.

Wenn wir Schüler auf unserm großen Platze mitten im Dome saßen, welcher wie eine Schafhorde aussah und deshalb von uns auch so genannt wurde, so legte sich uns gegenüber der fette Stadtpfarrer, der College des Generalsuperintendenten an der Domkirche, immer so behaglich zum Fenster seines gewölbten „Ziethers" heraus, indem er sich auf seine breiten Arme stützte, oder er wandelte so vergnüglich darin hinter den kleinen Scheiben umher, während das Hauptlied gesungen wurde, daß mich eine unwiderstehliche Lust ankam, auch so während des Hauptliedes zum gothischen Bogenfenster herauszuschauen, und meinen Morgenspaziergang zu machen. Ach dieser Wunsch sollte unerfüllt bleiben, und ich muß mein Leben lang in der ungewölbten, niedrigen Dorfsacristei sitzen, wo nur das Strauchwerk von den Gräbern in

das kleine Fenster blickt, die Füße während des Winters wie im Schlitten im Fußsacke stecken, und wo ich von der Andacht meiner Gemeinde nichts sehe, geschweige denn daß ein Kirchvater im schwarzen Frack mit hinten niederhängendem Mäntelchen, die schwarze Käpselmütze auf dem Kopfe, unterm Arm den langen Klingelbeutel, dem er bei jedem Schritt einen leichten Stoß gibt, an mir vorbeitrippelte. So ein Stadtpfarrer im Ziether ist immer mein Ideal geblieben! Er ist wie ein Hirt, der auf dem Bauche liegt und vergnügt seine weidende Heerde betrachtet.

Siebentes Capitel.

Handelt vom Mühldortchen und von Rieckchen.

Noch immer dachte ich zuweilen an Dortchen in Grünrode, wie denn dort überhaupt meine Gedanken am liebsten weilten. Wenn die Bauern zu Anfang des Sommers von dort in die Stadt kamen, um sich aus den Brauereien auf ihren Wagen das Erntebier zu holen, so konnten sie darauf rechnen, daß dort während der Mittagsstunden zwischen dem Vor- und Nachmittagsunterricht Niemand ihnen treuere Gesellschaft leistete als ich. Der Duft des Faßbiers und der Schaum auf den Eimern voll schwarzen Erntebiers, die auf den Hausfluren der Brauereien umherstanden, erfüllten mich mit Sehnsucht nach den Mühen und der Lust eines heißen Erntetages, wo mich die Mutter, wenn sie den Müllersleuten während der Ernte behülflich war, schon als kleines Kind hin und wieder

auf dem Felde mit einem Schluck Erntebier aus der Steinflasche getränkt, welche in der Furche kühl unter einer Garbe versteckt lag. So vergingen noch mehrere Jahre und einst kam ich wieder zu Anfang der Ferien am Abende vor Pfingsten spät nach Hause. Ich mußte mich zu dem Vater in die große zweischläferige Bettsponde legen, die einzige, die in dem alten Hirtenhause stand, und da erzählte er wieder bis tief in die Nacht hinein von meiner seligen Mutter. Am andern Morgen stand er früh auf, und ich hörte noch im Bette aus der Ferne, wie er die Kühe zusammenblies. Dann verließ ich das Lager, kleidete mich an und ging in die Mühle. Hier kehrte soeben in der Frühe des ersten Pfingsttages ein neuer Knappe vom Felde heim mit einem kleinen Sommerschlitten voll grünen Klees, in dem noch der Morgenthau hing. Leicht schritt das Pferd, mit der geringen Last hinter sich, einher, der Knappe, der darauf saß, pfiff ein Lied und nickte, ohne sich zu unterbrechen, mir zu. Bald kamen die Mägde, griffen mit ihren braunen Armen in den Klee hinein und füllten die Arme mit dem noch nassen Grün. Die große Viehmagd, welche zuerst kam, fragte der Mühlknappe statt des Morgengrußes, ob sie ihn nicht auch einmal so in den Arm nehmen wolle. Sie lachte und hätte wol nichts dagegen

gehabt, doch der Knappe ging seiner Wege und kümmerte sich nicht weiter um sie. Die Mägde gingen den ganzen Sonntag bei dem Schlitten ab und zu und schritten dann, den Busen und das Gesicht mit dem Grün bedeckt, den ganzen Tag über hin und wieder zu dem Vieh in die Ställe.

Ich ging in die Wohnstube der Mühle, wo die Müllerin noch mit Dortchen beim Kaffee saß. Als die große Viehmagd bald darauf auch ins Zimmer trat, um vor dem Tische stehend ihren Frühtrunk zu verzehren, kündigte die Müllerin ihr an, daß sie selbst mit ihr in die Kirche gehen wolle und empfahl ihr, sich sauber zu waschen und anzukleiden, damit ihr nicht wieder wie das vorige Mal der grüne Klee aus Haar und Röcken hervorschaue. Es sei dies zum Gespötte gewesen, denn Jedermann habe daran gesehen, daß sie sich am Sonntage nicht gewaschen und kein reines Hemd angezogen, sondern nur ihren Sonntagsrock über das alte Hemd von der vorigen Woche geworfen habe.

Bevor es noch zuerst in die Kirche läutete, vertheilten sich die Mägde in die Kammern des Hauses, um zu betten. Die Viehmagd ging in die Kammer der Mühlknappen, die andere Magd in die Kammer des Müllers und der Müllerin, und Dortchen stand

endlich auch auf und ging die Treppe hinauf, um ihr eigenes Bett zu machen, das ihr jetzt auch neben der Magdkammer im Oberstock angewiesen war. Als ich hinausging auf den Hof, flogen die Federn von ihrer Kammer zum Fenster hinaus, wie sie das Deckbett eben auf die am Fenster stehende Truhe warf. Dann fuhr sie, dem Fenster sich nähernd, wieder mit beiden Armen in das Bett hinein, sodaß die Federn von neuem hoch aufflogen, und warf das Bett wieder in die Bettsponde.

Als ich in das Haus zurückgekehrt war, und die Magd mit der Müllerin zu den schwarzen Gesangbüchern griff, um den Kirchweg anzutreten, kam Dortchen in ihrer Sonntagskleidung, das Haar noch feucht vom Strählen, von ihrer Kammer herunter. Die Müllerin setzte sich mit der Viehmagd, welche heute wirklich sehr „glatt" aussah, in Bewegung. Kaum aber war die Hausfrau verschwunden, so trat der Müller und der älteste Knappe in die Stube. Andere Männer aus der Nachbarschaft kamen nun auch allmälig herbei und setzten sich an den Tisch. Dortchen schien zu bemerken, daß ich gern einmal mit ihr allein gesprochen hätte. Als deshalb wieder die Thür sich öffnete und ein sonntägig geputztes Kind, das Töchterlein einer ihrer Basen, hereintrat, und ohne ein

Wort zu sprechen, sich mit dem Rücken an die Thür legte und so stehen blieb, nahm sie es bei der Hand und sagte, mit einem Blick auf mich, zu ihm: „Komm, wir wollen deine kleine Schwester holen und uns in den Garten setzen."

Bald saßen wir alle hinter dem Hause neben dem schäumenden Mühlbache auf der kleinen engen Bank. Die kleine Nachbarin, welche im Sonntagsstaate zu ihr gekommen war, hatte Dortchen neben sich auf die Bank gehoben, wo die Kleine ganz auf der Spitze saß und lange ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtete. Auf dem Schoose hielt Dortchen das kleinste Kind der Nachbarin, einen derben Jungen, der unablässig schrie und den sie vergeblich zu beruhigen suchte, weil er sich vor mir fürchtete. So wollte unser Gespräch auch hier nicht in den Gang kommen. Doch kümmerte sich Dortchen bald nicht mehr um das Geschrei des Buben und fing an mir Geschichten von unsern übrigen Schulkameraden aus dem Dorfe zu erzählen. Draußen am Zaune des Gartens ging auch der neue Mühlknappe einmal vorbei. Er blieb einen Augenblick neugierig stehen, als er uns dort sitzen sah, ging aber dann sogleich, als hätte er uns nicht bemerkt, seines Weges, und Dortchen ließ sich in der Rede nicht stören.

Verwundert betrachtete ich Dortchen während ihrer Erzählung. Es waren nichts als Verführungsgeschichten, mit denen sie mich unterhielt; sie betrafen junge Burschen und Mädchen, die kaum einige Jahre älter waren als wir; namentlich unter Dortchen's Schulfreundinnen war kaum eine oder die andere, welche nicht, wie man sagt, von ihr durch die Hechel gezogen wäre.

Unter ihrer Rede wurde plötzlich die schweigsame kleine Nachbarin sehr lebhaft, und begann aus dem Stegreife in abgerissenen Sätzen aufzuzählen, was sie Alles habe. Bei ihrer Puppe fing sie an, nannte hierauf ihre Kleidungsstücke, ging dann auf das Geflügel auf dem Hofe ihres Vaters über, dann auf die Schafe, unter denen sie sich zuerst die schwarzen und hierauf dann auch die weißen zueignete, dann nannte sie ihre Kühe, nahm im Vorübergehen den Hofhund mit und schloß endlich mit den Schweinen, von denen sie drei Mastschweine und zwei Ferkel im Stalle hatte. Darauf versank sie wieder in ihr bisheriges Stillschweigen und Dortchen, welche übrigens auf ihre Aufzählung nicht geachtet hatte, fuhr in ihrer Rede fort. Ich bemerkte, daß unter derselben die Miene der kleinen Nachbarin immer ernsthafter und bedenklicher wurde, ohne die Ursache zu errathen, bis die kleine

Eigenthümerin endlich ganz auf der äußersten Spitze der engen Bank saß und in demselben Augenblicke auch schon kopfüber herunterfiel. Durch das laute Geschrei, das beide Kinder nun erhoben, war unsere Sitzung im Mühlgarten aufgehoben und ich habe nach dieser Zeit nie wieder so traulich mit Dortchen zusammengesessen. Das viele Kindergeschrei während dieses Beisammenseins und auch ihre Gespräche hatten meine Seele verstört, sodaß sie sich niemals mehr recht zu ihr finden konnte.

Ich ging noch täglich zur Mühle, ja die Müllerin verlangte sogar, daß ich in der Mühle wohnen und übernachten solle, wie denn gewöhnlich heranwachsenden Schülern und Studenten, wenn sie zum Besuch in ihr heimatliches Dorf kommen zu armen und unbemittelten Verwandten, ein behagliches Nachtquartier und ein voller Brotschrank außerhalb ihres Vaterhauses angeboten wird. Ich schlug indessen dieses Anerbieten aus und kehrte an jedem Abende zu meinem Vater in die große Bettsponde zurück, wo fast stets von seiner seligen Frau gesprochen wurde, bis er aufstand und das Wächterhorn nahm, um die Stunde abzurufen.

Von jetzt an war mir, als verstände ich Dortchen nicht mehr, und mir schien die Luft in ihrer Nähe

schwül zu sein. Als ich zu Weihnachten wieder nach Hause kam und éinmal während der Dämmerung im Schneegestöber an der Mühle vorbeiging, sah ich Dortchen durch das offenstehende Thor allein unter dem Schuppen stehen und in das Gewimmel der weißen Flocken schauen, wie wir dort so oft miteinander gethan. Sie rief mir nicht zu, aber es war mir, als winkte sie mir mit der Hand, wiewol ich auch fürchtete, daß mich hierin nur das Schneegestöber getäuscht habe. Dennoch wollte ich zu ihr unter den Schuppen, aber da befiel mich eine unerklärliche Angst, und ich ging vorbei, als hätte ich sie nicht gesehen. Gleich darauf blieb ich noch einmal stehen, denn es war mir, als hätte Dortchen jetzt auch gerufen. Allein ich wußte sogleich, daß dies eine Täuschung war und ging meiner Wege. Ein Jahr später kam mit dem Mühlwagen in die Stadt die Nachricht, daß Dortchen von jenem Mühlknappen, welcher an jenem Sonntag Morgen den Klee auf den Hof gefahren hatte, verführt sei. Er war der jüngere Sohn eines einige Stunden von Grünrode entfernt wohnenden, ziemlich unbemittelten Müllers. Bevor ich noch die Schule verließ, war sie schon mit ihm verheirathet. Unter Schelten und Zanken trat endlich der alte Müller die Mühle an seinen Schwiegersohn ab und zog sich selbst mit

der Müllerin in ein kleines Stübchen zurück, das er sich als Altsitz vorbehielt.

Nachdem Dortchen so auf immer für mich verloren war, begann ich unwillkürlich mich Riekchen mehr und mehr zu nähern. Sie wurde im Ganzen genommen mit etwas mehr Aufwand erzogen und ausgebildet, als man bei den geringen Mitteln des Vetter Klee hätte erwarten sollen. Ich selbst ertheilte ihr noch mancherlei Unterricht und fand bald, daß Niemand treuer für mich sorgte als Riekchen. Bald hatte ich kein Geheimniß mehr vor ihr, denn sie wußte überall Rath und war wahrhaft unternehmend, wenn es galt mir zu helfen und zu nützen. Sie war ein echtes Waisenkind, wie sie in unsern öffentlichen Waisenanstalten zu Hunderten, aber auch außerhalb derselben nicht selten durch das Leben gebildet werden: muthig, unverzagt, erfinderisch und dabei in ihrem Gott vergnügt. Man muß sich zu helfen wissen! Das war und blieb ihr Wahlspruch fürs ganze Leben.

Sobald wir uns einander mehr näherten, war sie stolz auf alle meine kleinen Schülererfolge und auf jede kleine Auszeichnung, welche mir von meinen Lehrern zu Theil wurde. Der Himmel weiß, woher sie Alles erfuhr, was in der Schule vorging. Wahrscheinlich durch den kleinen Julius Langsdorf, der frei-

lich in einer niedrigern Schulclasse saß als ich. Seine Großmutter, eine Predigerwitwe auf dem Lande, hatte ihn bei ihrem alten Schuhmacher, dem Vetter Klee, eingemiethet, damit er unter meiner Aufsicht seine Schularbeiten anfertigen könne.

Rieschen und ich waren bald miteinander verlobt, da Vetter Klee und seine Frau unsere Liebe begünstigten. Niemals sprach Frau Klee so viel von meiner Mutter, wie sie als Magd bei ihr im Hause gedient habe, als in den ersten Tagen, nachdem wir uns gegen sie erklärt hatten. Meine Mutter mußte damals überall dabei sein; ich erfuhr, wie sie als Mädchen die Stube gereinigt und wie sie die Löffel als Magd geputzt hatte. Wie die Ideenverbindungen der Frau Klee gerade in diesen Tagen mehr noch als sonst und mehr noch als damals, wo ich als kleiner verwaister Bube zuerst in ihr Haus kam, immer wieder zu ihrer ehemaligen Magd zurückkehrten, weiß ich selbst nicht recht. Mir aber machte es unsägliche Freude, meine Mutter so magdlich, als wäre sie Rieschen's Genossin, schalten zu sehen. Rieschen, welche nebenbei auch die Stelle der Magd im Hause versah, machte wirklich nun auch Alles so, wie es meine Mutter gemacht hatte. Ja als Vetter Klee selbst eines Abends sagte, bei meiner seligen Mutter, nämlich als diese in

seinem Hause gewesen, hätte der Eierkuchen immer eine braune Kruste gehabt, und er schmecke auch besser mit der braunen Kruste, buk sie ihn niemals mehr anders als so. Um einst eine rechtschaffene Schwiegertochter meiner Mutter zu werden, scheuerte sie die Kessel genau so blank als sie, und setzte das Mittagsessen ebenso pünktlich auf den Tisch als diese.

Und doch genoß ich selbst von dem Mittagsessen nicht einmal etwas, denn ich mußte mich wie die meisten Scholaren aus alter Zeit von sogenannten Freitischen ernähren, welche mir der Vetter Klee der Reihe herum bei dem wohlhabendern Theile der Bürgerschaft der Stadt verschafft hatte. Schon manches zukünftige Lumen, manches Os magna soniturum, vor Allen mancher tüchtige Pfarrer ist so an den Tischen der wohlhabenden Bürger in den Städten mit durchgefüttert, hat auf Kohlen gesessen, wenn die Zeit herbeikam, wo der Nachmittagsunterricht begann, ohne daß der Hausherr daran dachte, die Tafel aufzuheben, und niemals hat Jemand im Geringsten dort von ihm Notiz genommen. So habe auch ich in Angst und in der Stille dort mein Brot gegessen. Das Brot der Jugend ist bei Dem, der sich aus geringem Stande emporarbeitet, bitterer als man glaubt — und doch, wer möchte nicht auch so noch einmal an ihrer Tafel sitzen?

Auch war es doch eine schöne Zeit, als noch alle Welt sich beeilte, zu der Ausbildung eines einzelnen Menschen beizutragen, wie zu einem Dombaue, und wo man es an Unterstützung bei einem Schüler oder Studenten niemals fehlen ließ, wenn man ihm auch das Gefühl der Demüthigung nicht ersparte.

Ich für meine Person hatte mich nachgerade immer mehr gewöhnt, mein Mittagsmahl auch mit einem gewissen Behagen an fremden Tischen zu verzehren. Da wo die Boten sitzen, bis sie abgefertigt sind, rechts neben der Thür, da war auch mein Sitz in den Bürgerhäusern, und ich habe dort manche gute Stunde meines Lebens auf eine mehr oder minder frugale Mittagsmahlzeit gewartet. Nach den Bürgermamsells mit dem Schlüsselbunde, das sie vor sich hängen hatten, sah ich nicht hin, wie laut sie auch vor Tische rumorten und die Eckschränke, aus denen sie die Löffel herausnahmen und den Mägden übergaben, auf- und zuwarfen: hatte ich doch mein Riekchen zu Hause.

So muß ich nun auch sagen, daß meine frühzeitige Verlobung, wie Manches man auch mit Recht gegen solche Schülerliebschaften einwenden mag, mich, verbunden mit meiner Armuth, auch auf der Universität immerfort im rechten Gleise auf meiner Studir-

stube erhalten, was freilich auch die Folge hat, daß ich aus meinen akademischen Jahren nicht das Geringste zu melden weiß. Ich will sie daher geradezu überschlagen und nur das Eine bemerken, daß ich dort mit Emil, dem Sohne des Pfarrer Korn, wieder zusammentraf. Er hatte seine Studien längst beendigt, und hielt sich nur noch in der Universitätsstadt auf, um auf eine angenehme Art die Zeit zu verleben, die er noch warten mußte, bis er alt genug war, um irgend ein Amt anzunehmen. Sogleich als ich in die Stadt einzog, kam er mir zufällig entgegen gefahren in einem offenen Wagen, in dem er mit einer vornehmen jungen Dame saß, die, wie ich später erfuhr, seine Braut war. Er lenkte selbst das Fuhrwerk auf der Spazierfahrt, sah blühend und gesund aus und schien mich nicht zu bemerken. Später traf ich öfter mit ihm zusammen und er hat sich niemals stolz gegen mich gezeigt wegen des Ruhmes, den er als Wunderkind vor mir voraus hatte. Er war ein eleganter Stutzer geworden und schien nur darauf zu sinnen, wie er als Jüngling an Lebensfreuden nachholen wollte, was er als Knabe versäumt hatte. Wenn er mit den übrigen sogenannten Löwen der Stadt zusammen war, so waren seine Handschuhe die weißesten und sein Spazierstock war der zierlichste von allen. Auf den Bällen

der Stadt gab es keinen flottern Tänzer als ihn. Bei alle dem wurde aber behauptet, daß sein Herz sich von allen diesen Lebensfreuden nicht befriedigt fühle, und daß er mit ihnen nur eine tödtliche Leere in seinem Innern auszufüllen suche. Dennoch kann ich nicht verhehlen, daß ich ein Gefühl des Neides kaum zu unterdrücken vermochte, so oft ich Emil erblickte, wie er mit seiner gleichfalls auf einem kostbaren Zelter sitzenden Braut an mir vorbeiritt, wenn ich mit meiner Mappe unter dem Arme in die theologischen Collegien eilte.

Achtes Capitel.

Handelt von einer Candidatenbraut, auch von einem wunderlichen Myrthenbäumchen.

Nachdem ich ausstudirt hatte, erhielt ich die Rectorstelle an der Bürgerschule in dem Landstädtchen Gansbeck, ein so geringes Aemtchen, daß es unmöglich war, Riekchen schon auf dasselbe hin zu heirathen, zumal da ich bei den Bürgern des Städtchens in der Reihe herum meinen Mittagstisch hatte. Zum Glück fand sie an der Pfarrerin des Ortes, einer noch jungen Frau, eine treue Freundin. Zu ihr und zu einer andern Predigersfrau, mit der sie sich Cousinchen nannte, obgleich Beide über den Grad ihrer Verwandtschaft nicht recht unterrichtet waren, kam sie nun sehr oft und verweilte Wochen und Monate lang. Allmälig im Laufe der Jahre, die ich als Rector in Gansbeck zubrachte, erweiterte sich der Kreis ihrer Bekanntschaften in der Gegend immer mehr, und die Einladungen,

welche sie erhielt, mehrten sich. Sie griff in alle Wirthschaften thätig ein, commandirte alle Mägde, und alle Kinder der Beamten aller Art nahmen einen Klaps von Riekchen ebenso geduldig hin als von ihren Müttern. Sie war die Vertraute aller Ehen, zuerst von Seiten der Frauen und sodann auch von Seiten der Männer. Riekchen muß kommen! sagten die Männer, wenn die Frauen ihre Niederkunft erwarteten. Riekchen kommt zu uns, sagten die Kinder wenn sie den Kindtaufskuchen von ferne witterten. War sie an einem Orte und machte mit mir einen Spaziergang ins Feld, so geschah es nicht selten, daß ihr mit Körben beladene Mägde aus andern Häusern begegneten, denen sie stehenden Fußes allerlei Befehle für die Wirthschaft ertheilte, welche sie dann, wenn sie später wieder einmal in dies Haus kam, mit oder ohne Wissen der Hausfrau pünktlich ausgerichtet fand. „Liebes Riekchen", so hieß sie bei allen Ehemännern, und was ein Hausherr bei seiner Gattin in der Wirthschaft niemals durchsetzen konnte, das setzte er durch, wenn Riekchen im Hause war. Niemals aber erzürnte sich eine Hausfrau über ihre Veränderung, sondern ließ später, wenn sie die Zügel des Hauswesens wieder in die Hand nahm, es gehen, wie Riekchen es angeordnet hatte.

An jedem Nachmittage nach dem Schulunterrichte und am Mittwoch und Sonnabend sogar noch vor Tische sah man mich nun mit der langen Pfeife durch Wiesen und Kornfelder gehen, um in den Häusern einzurücken, wo Riekchen sich gerade befand. „Der Rector geht schon wieder auf die Freit!" sagten die Leute, welche mich so dahinschreiten sahen. Die Knaben stopften mir sogleich die Pfeife aus dem auf dem Clavier stehenden Tabackskasten, sowie ich eintrat, denn sie wußten, daß Riekchen es gern sah, ja sie hatte es ihnen wol im Stillen ein für alle mal geheißen. Die kleinen Mädchen standen verschämt und sahen mich verstohlen und zärtlich an, denn ich repräsentirte ja auf zwei Meilen in die Runde bei allen „Vornehmen" den ehrbaren Stand eines Bräutigams. Ja, ich war der Bräutigam als solcher, denn die Dorfbursche schlichen nur am Abend zu ihren Verlobten — ich aber war, wie gesagt, allemal Derjenige, welcher am hellen lichten Tage mit der langen Pfeife über die Wiesen zu Riekchen dahinschritt. Ging ich einen Feldweg, so hörten die Mäher einen Augenblick auf zu mähen und die Mäherinnen traten ihnen vertraulich einen Schritt näher und flüsterten: Der Bräutigam! — von Riekchen, dachten sie sich stillschweigend dazu.

Die Ehemänner behandelten mich freundschaftlich und herzlich, wo ich hinkam, ohne sich indessen viel um mich zu bekümmern. Die Frauen waren noch vertraulicher gegen mich und wurden nicht müde, mich auf Riekchen's Wirthschaftlichkeit aufmerksam zu machen, sowie überhaupt ihren ganzen Charakter mit mir zu durchsprechen.

Nachdem Riekchen um vier Uhr den Kindern das Vesperbrot vor dem Schranke auf der Hausflur geschnitten hatte, machten wir in der Regel einen kurzen Spaziergang durch die Gartenthür hinten hinaus aufs Feld. Gewöhnlich aber wurden wir, nachdem wir erst einige Schritte gegangen waren, von den Mägden oder auch von dem Hausherrn schon wieder zurückgerufen, weil man Riekchen in der Wirthschaft bedurfte.

Einstmals saßen wir zusammen in der Laube eines Pfarrgartens. Riekchen hatte eine große Kaffeetasse vor mich hingestellt mit einem Deckel und mit der Inschrift „Dem Hausherrn". Um uns her spielte das Söhnlein unsers Gastfreundes. Es war ein heißer Sommernachmittag; ich lehnte den Kopf an Riekchen's Schulter und schlief ein. Da hatte ich nun in ihrem Arme einen merkwürdigen Traum. Ich sah nämlich vor mir eine ganze Reihe von behaglichen Pfarrhäusern mit Füllen und Rindern auf dem Hofe, welche

hinlänglich anzeigten, daß dies Alles Pfarrstellen von der besten Sorte seien. Und so stand denn auch vor jedem der rothen Thorwege angeschrieben: Est, est, wie jener Bediente, der vor seinem Herrn herreisen mußte, an die besten Weinfässer geschrieben hatte. Unwillkürlich sprach ich einigemal leise im Traume: Est, est. Riekchen aber weckte mich, als sie das hörte, und so hatte die Herrlichkeit des Candidaten, der die Pfarrstellen proben sollte wie Weinsorten, ein Ende.

Leider sollte noch lange vorher, ehe dieser Traum in der bescheidensten Weise verwirklicht wurde, auch Riekchen's Stellung als Hausfreundin in so vielen Familien sehr mislich werden. Sie war bei einem lebenslustigen jungen Domänenpächter zum Besuch, dessen Frau zum ersten Male ihre Niederkunft erwartete. Mit Stolz und Freude sah die ganze sehr ausgebreitete und ziemlich vornehme Familie des Oberamtmanns den Tag herannahen, wo ein frisches Reis an dem alten korn- und heerdenreichen Oekonomenstamme hervorsprossen sollte. Aus der Stadt kam der Stiefvater der jungen Oberamtmannin, ein alter Militär, und wich den ganzen Tag über nicht vom Wochenbette seiner theuren Stieftochter. Aber auch die Mutter des Mannes, eine alte Amtmännin, kam herbei und war sehr ungehalten, als sie sah, daß sie in der Wirth-

schaft ganz überflüssig war, da Riekchen vollkommen die Stelle der Amtmännin vertrat. Sie machte noch einige vergebliche Versuche, sich der Wirthschaftsführung zu bemächtigen, um, wie nun Schwiegermütter einmal gern thun, alle Einrichtungen ihrer Schwiegertochter umzustoßen und Alles nach ihrem eigenen Kopfe einzurichten. „Mein Sohn muß das anders einrichten!" und „Ich halte das so!" sagte sie den Mädchen wol hundertmal des Tages. Allein diese hielten es überall mit Riekchen, welche hier, obgleich sie auch mit der Führung größerer Landwirthschaften hinlänglich vertraut geworden war, nichts zu verändern fand, weil die junge Amtmännin zu den tüchtigsten Wirthinnen der Gegend gehörte. Nun begann aber die alte Amtmannsfrau zu lamentiren. Die Magd, welche sie zu ihrer Bedienung sich mitgebracht hatte, und die in der Nacht mit auf ihrer Kammer schlief, erzählte, daß sie in der Nacht oft aus tiefster Brust seufze; oft stehe sie von ihrem Lager auf und gehe, lebhaft die Hände ringend, in der Kammer herum und breche in heftiges Weinen aus. Zuletzt müsse sie dann unter Krämpfen wieder ins Bett gebracht und zu ihrer Herstellung müsse Thee herbeigeschafft werden. Wenn sie diesen trinke, so lamentire sie noch immer fort, weil sie bei ihren Kindern nichts gelte und weil das Ge-

finde im Hause vor Riekchen mehr Respect habe als vor ihr.

Zuweilen versuchte sie wol, den Stiefvater der Amtmännin für sich zu gewinnen, indem sie ihm auseinandersetzte, daß hier die elterliche Gewalt überhaupt in Gefahr und daß ihr Eingreifen in die Wirthschaft zum Heile ihrer Kinder durchaus nothwendig sei. Allein dieser kümmerte sich um nichts und wich nun einmal nicht vom Wochenbette.

So kam der Tag der Niederkunft für die Amtmännin heran.

„Ach, es ist nur ein Mädchen!" sagte der glückliche Vater, ein gesunder, wenig zur Sentimentalität geneigter Mann, und nahm mit diesem gutmüthigen Scherze sein Töchterlein auf den Arm.

„Das schadet ja nichts", sagte der Stiefvater entschuldigend, als er diese scherzende Aeußerung des im Grunde seines Herzens hocherfreuten Amtmanns vernahm, sehr besorgt.

Da konnte Riekchen, die auch zugegen war, ein Lächeln über den besorgten Alten nicht unterdrücken. Das bemerkte die alte Amtmännin, welche ihr bei jeder Gelegenheit auflauerte, und sagte später dem Alten, Riekchen habe das Kind seiner Stieftochter verachtet, weil es ein Mädchen sei. Dies zündete bei dem alten

Soldaten, der außerordentlich viel auf die Ehre seines Hauses hielt. So schlossen denn die Beiden ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Riekchen. Die alte Amtmännin führte bald in der Wirthschaft eine offene Scene mit ihr herbei. Das ganze Haus gerieth dadurch in Aufruhr, und der alte Soldat stellte sich kriegslustig auf die Seite der Schwiegermutter. Die jungen Leute waren zwar vernünftig, mochten sich aber begreiflicherweise doch Riekchen's gegen die alte Amtmännin nicht energisch genug annehmen. Nun schickte dieses heimlich einen Boten mit einem Briefe an mich ab; allein es gelang auch mir nicht, als ich wieder auf die Domäne kam, die Angelegenheit ins Gleichgewicht zu bringen. Tief beleidigt verließ sie mit mir das Gut und kehrte heim zum Vetter Klee. Die beiden Alten aber machten ein Geschrei über Riekchen in der ganzen Umgegend und verlästerten sie aller Orten, sodaß nur selten noch Jemand sie zu sich einladen ließ, wenn auch die Meisten wol von ihrer Unschuld überzeugt waren.

So saß also Riekchen wieder zu Hause bei dem guten Vetter Klee. In dieser Zeit war es auch, wo sie sich malen ließ von ihren kleinen Ersparnissen, denn sie hatte selten ein Haus verlassen, in dem sie auf längere Zeit zum Besuche gewesen war, ohne daß

man sie zum Abschiede beschenkt hätte. Der Portraitmaler war ein feines blasses Herrchen, das von Zeit zu Zeit in Rankinghofen in die Stadt kam, unter einem Sonnenschirme spazieren ging und den Damen Artigkeiten sagte. Er malte die ganze Stadt, Brauer, Wirthe und Ackerbürger, scheußlich ähnlich. Einem Vater, der seine drei Töchter bei ihm hatte malen lassen, und der ihm das Bild zurückgeben wollte, weil sie auf den Bildern zwar kenntlich, aber unausstehlich häßlich und widerwärtig waren, ohne daß ihre äußere Erscheinung im Leben dies gerade gerechtfertigt hätte, drohte er, wenn er die Bilder zurück erhielte, seinen drei Töchtern Eselsohren zu malen und sie öffentlich auszuhängen vor seinem Wirthshause. Der erschreckte Vater bezahlte die Bilder und nahm sie wieder mit nach Hause. Auch Riekchen wagte unter diesen Umständen nicht, dem Maler ihr Bild zurückzugeben, wie sehr auch Vetter Klee sie drängte: Wenn ihr auf demselben ihr Recht nicht geworden sei, so solle sie sich nicht durch Menschenfurcht bereden lassen es anzunehmen. — Es hängt noch jetzt zu ihrem Andenken auf meiner Studirstube.

Inzwischen verzögerte sich meine Anstellung als Pfarrer immer mehr und Riekchen ließ zuletzt den Kopf hängen vor Angst und Sorgen um unsere Zukunft.

Sie begann endlich über die Ursachen meiner Zurücksetzung nachzudenken, welche einige meiner Freunde sich daher erklären wollten, weil überhaupt einem Manne, der schon seine Braut hat, mancher Gönner entgeht, welchen der ganz freie und ledige Mann leicht auffindet. Sie sagte nun allen Leuten: „Wir können freilich nicht so schnell auf eine Anstellung rechnen als Andere, da wir Rationalisten sind und sowol die Regierung als auch die adeligen Patrone jetzt so parteiisch verfahren. Die Augen zu verdrehen, wie Immermeiers thun, welche die gute Stelle in Klosterrode erhalten, haben wir freilich nicht gelernt. Thue Recht und scheue Niemand, ist unser Wahlspruch. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, sagt mein Bräutigam.“ Ach ich habe das nie gesagt. Aber das gute Riekchen! Sie war so fromm, als nur eine Candidatenbraut sein kann, allein weil wir immer keine Stelle bekamen, so fing sie an zu grübeln und zweifelte endlich sogar an der Gottheit Christi. „Christus ist ein Mensch gewesen wie wir, nur ohne Sünde, Fritz“, sagte sie mir noch auf ihrem Sterbebette, von dem ich nur zu bald werde berichten müssen.

Ich sah Riekchen jetzt fast nur noch, wenn ich zum Besuche in das Haus des Vetter Klee kam, was freilich nun sehr oft geschah. Ich habe schon früher

erwähnt, wie erfinderisch sie war, wenn es galt mir während meiner Schulzeit zu rathen und zu helfen. Während unsers sehr langen Brautstandes und der mannichfachen Sorgen und Verlegenheiten, die uns aus und mit ihm erwuchsen, schien sich indessen ihr Verstand und ihre Klugheit nur immer mehr zu schärfen, wie denn überhaupt kein Wesen auf der ganzen Welt so erfinderisch und so voll guten Rathes sein kann als eine alte Braut. Das mit dem Myrthenkranze geschmückte Haupt hat oft mehr Sorgen in dieser Welt als manche Alte, die daheim neben dem Ofen in ihrem Sorgenstuhle sitzt — es versteht aber auch mit seinen frischen Sinnen das Sorgen noch besser als sie und sorgt dann doch nicht nur für des Leibes Nahrung und Nothdurft, sondern sinnt auch dem Geliebten von Zeit zu Zeit einen frischen Trunk Wein, eine Lust und eine Erquickung aus, die ihn für manchen trüben Tag entschädigen kann.

Wenn ich nun so Riekchen's gute Eigenschaften gerühmt habe, so kann ich auch nicht verhehlen, daß sie mit unserm langen Brautstande, und nachdem sie lange Zeit meine treue Freundin gewesen war, ohne mein Weib werden zu können, etwas Männliches in ihrem Wesen annahm, und daß die alte Braut herber wurde als eine alte Jungfer. Meine Freunde waren

zugleich auch ihre Freunde, wie es nur die Freunde eines verheiratheten Mannes für dessen Gattin sein können. Ich kann nicht leugnen, daß mir das zuweilen sehr zuwider war, namentlich wenn sie im Hause der Predigerwitwe, deren ich schon gedachte, und in Gegenwart meines frühern Schülers Julius Langsdorf, der jetzt auch bereits seine Studien beendet hatte und im Hause seiner Großmutter seine Anstellung abwartete, sich so ungenirt zeigte. Sie gab ihm bei ihrer Ankunft und bei ihrer Abreise aus dem Predigerwitwenhause den Freundschaftskuß. Oft begann sie, wenn sie anlangte, sich in seiner Gegenwart das Haar zu ordnen und sagte, es thue nichts, daß er dabei sei. Machte ich ihr dann nachher darüber Vorstellungen, so sagte sie bald: er ist ja noch so jung, bald: deine Freunde sind auch meine Freunde. Bei ihrem ganzen Charakter brauche ich wol kaum zu bemerken, daß ich zur Eifersucht auch nicht den allerentferntesten Grund hatte.

Bei der Großmutter meines frühern Schülers war zuletzt noch der einzige Ort, wohin wir uns bestellen konnten, ohne den Anstand zu verletzen und ohne allein zu sein. Aber Riekchen begann jetzt zu kränkeln und konnte bald das Haus des Vetter Klee nicht mehr verlassen. Im Fenster des Stübchens hatte sie seit

vielen Jahren ein grünes Myrthenbäumchen stehen. Sie pflegte und betrachtete es täglich, und sowie seine kleinen feinen Blättchen mehr und mehr grünten, hatte sie stets von einem Monate zum andern darin ein Vorzeichen unserer baldigen Vereinigung gesehen, und das Gedeihen der Myrthe hatte ihr immer ein dauerndes Landleben an meiner Seite als bald bevorstehend prophezeit, nach dem sie sich aus der engen städtischen Häuslichkeit und aus der Abhängigkeit beim Vetter Klee so lebhaft sehnte.

Aber nun ließ das Myrthenbäumchen seine Blätter hängen und begann zu welken. „Man muß nicht abergläubisch sein“, sagte Riekchen, als sie es bemerkte. Begann es aber nun einmal wieder zu grünen, so konnte sie Viertelstunden lang vor ihm stehen, es betrachten und ihre sinkende Hoffnung an ihm aufrichten. Eines Tages saß ich bei ihr am Fenster, da fuhr der Generalsuperintendent vorbei und betrachtete im Vorüberfahren das Myrthenbäumchen auf dem Fensterbrete, das einmal wieder recht grünte und uns fast versteckte. Wenn er gewußt hätte, wie oft schon das Myrthenbäumchen prophezeit hatte, daß er mit seinem Collegio mir eine Stelle verleihen würde!

Aber bald begann das Myrthenbäumchen wieder zu welken und nun begann Riekchen auf das lebhaf-

teste gegen allen Aberglauben zu eifern, denn um keinen Preis mochte sie sich von dem Gedanken unsers endlichen Glückes trennen. Auch wendete sie gerade auf ihrem Krankenbette das Gespräch immer wieder auf theologische Gegenstände, und die Verstimmung über ihr verkümmertes Leben gab ihrem Geiste immer mehr die Richtung auf freigeisterische Gedanken, je mehr sie sich in der Stille doch gestehen mußte, daß zur Erfüllung ihrer Lieblingspläne nur noch wenig Hoffnung übrig sei.

Nur an den Sonntagen konnte ich von meinem Wohnorte aus an ihr Krankenbett eilen. Einstmals in der Woche meldete mir der Vetter Klee ihren Tod. Ich eilte hin zu ihrem Begräbnisse; Frau Klee gab mir das Gesangbuch in die Hand, aus dessen Blättern ein Rosmarinstengel hervorblickte, und wir traten schweigend hinter dem Sarge her den Gang nach dem Gottesacker an. Weinend schritt ich neben dem Geistlichen her, es war derselbe Generalsuperintendent, der an jenem Tage das Myrthenbäumchen so aufmerksam betrachtet hatte. Hinter uns ging der Vetter Klee, ernst, aber ohne Thränen. Er sprach zuweilen leise mit seiner Frau, welche von Zeit zu Zeit ein weißes Taschentuch an ihre Augenwimpern führte. Ich konnte, so oft ich dasselbe von der Seite her wehen sah, den

Gedanken nicht unterdrücken, daß die guten Alten doch innerlich nur froh sein könnten über einen Todesfall, der sie von einer Hausgenossin befreite, welcher sie von ihrer Kindheit bis in das reifere jungfräuliche Alter nur Wohlthaten erzeigt hatten — und das that mir, ihrem Verlobten, weh! In einem der Fenster, an denen der Leichenzug vorüber kam, stand auch die alte hochbetagte Predigerwitwe, in deren Hause wir uns während der letzten Zeit gewöhnlich getroffen hatten. Sie war mit einem Wagen in die Stadt gefahren gekommen, um den Leichenzug zu sehen, und mehr neugierig als theilnehmend blickte die hochbetagte Frau, die für die Wechselfälle des Schicksals durch ihr Alter bereits abgestumpft war, auf den Sarg der Jungfrau herab. . . .

So oft ich später noch den Vetter Klee und die Frau Klee sah, wußten sie nicht genug davon zu erzählen, daß das Myrthenbäumchen, als Riekchen kaum im Grabe lag, wieder begonnen hatte zu grünen und zu blühen. Und viele, viele Jahre hat es noch Riekchen's Träume und Hoffnungen und ihr ganzes jungfräuliches Dasein mit seinem feinen sinnigen Grün überdauert.

Neuntes Capitel.

Von den drei Blitzjungfern zu Untrüborn.

Rieckchen's Tod hatte den Generalsuperintendenten, welcher ihrer Leiche folgte, für den Augenblick so sehr gerührt, daß er unaufgefordert versprach mir die erste kleine Pfarrstelle zu verleihen, die vacant werden würde. Und in der That wurde oben im Gebirge bald eine solche vacant, wenn auch durch eine sehr traurige Veranlassung. Einer meiner ehemaligen Mitschüler hatte schon seit längerer Zeit die Pfarre zu Wolfsrode erhalten, zu der noch außerdem die Pfarre zu Untrüborn eingepfarrt war. Untrüborn besteht nur aus Kirche und Schule und einem Jägerhause, um welches die Häuser einiger Waldarbeiter umherliegen, die theils in den gutsherrlichen Forsten beschäftigt sind, theils in den Häusern Holz zu Gehstöcken und Rollen berei

ten, theils endlich Wilddiebstahl treiben und auf Schleichwegen durch den Hain mit Contrebande umherziehen, — alle diese Beschäftigungen nennen die nicht immer ehrlichen Burschen Waldarbeiten. Es war in diesem Dorfe von jeher nicht geheuer. Das gefährlichste Haus aber war das Jägerhaus; denn da schauten drei Dirnen mit kohlschwarzen Augen zum Fenster hinaus, drei Blitzjungfern, so recht was man kleine Hexen nennt. Meistens schossen sie ihre Blicke nur in den grünen Wald, und die Bäume schüttelten ihre Wipfel dazu, wenn sie so heraussahen, das Wild aber ging ruhig in einiger Entfernung, vom Waldesdickicht verborgen, an den drei Hexen vorüber. Aber kam einmal ein schlanker Bursch mit dem Tornister auf dem Rücken vorbei, der ging nicht so vorüber, sondern blieb stehen und sah sie sich an, oder bat um einen frischen Trunk, der ihm auch selten versagt wurde. Und Mancher erhielt mehr als einen frischen Trunk und blickte im Weitergehen noch oft nach dem Forsthause zurück. Wie es nun aber so geht: wenn sie aus dem Walde kamen, fingen sie an sich bei ihres Gleichen mit ihrem Glücke zu rühmen, und dadurch wurden die drei Förstestöchter so bekannt, als hätte der liebe Gott ein Freudenhaus in den Wald gebaut. Wenn sie nun auch sagten: es seien Staatsmädchen,

Blitzjungfern seien es, so bekamen die in ihrem Forsthause davon das Kränzchen nicht wieder. Das war aber sehr schlimm, denn in einem Forsthause soll es ehrbar und anständig zugehen, damit sich der Mensch nicht unter die Thiere des Waldes und unter das Geflügel erniedrigt. Nichts soll man von dort vernehmen als ein frommes oder auch einmal ein lustiges Lied, den Klang des Waldhorns und das Gebell der Jagdhunde, das am Ende auch Gott den Herrn lobt. Die Weiber aber, welche in solchen einsamen Häusern kreischen und Unfug treiben, daß die Finken aus ihren Nestern fliegen, sollten sich wirklich in ihre Seele hineinschämen.

Allein das hätte einmal Einer den drei Dirnen in dem Forsthause zu Untrüborn ins Gesicht sagen sollen: gewiß hätten sie ihn ausgelacht. Zum Unglück war es von alten Zeiten herkömmlich, daß der Pfarrer, wenn er nach Untrüborn zur Filialpredigt kam, im Jägerhause einkehrte. Dieses lag sogleich vorn am Wege, und wenige Waldmorgen hinter dem Forsthause, durch den Wald von ihm getrennt, lag die Kirche versteckt; etwas weiter lag auf der entgegengesetzten Seite der Kirche das Dorf Untrüborn, und am äußersten Ende des Dorfes erst die Schule. Ein alter frommer Förster hatte der Kirche bei ihrer ersten Erbauung zu

seiner Bequemlichkeit diese Lage angewiesen und zugleich dem Pfarrer in seinem Hause ein Sonntagsstübchen eingeräumt und sich für seine Verpflegung vom Gutsherrn eine Summe Geldes aussetzen lassen. Das Wild, das der Förster schoß, und die zehn Kühe, die weidend um sein Haus herumgingen, sorgten für einen guten Tisch.

Auf den jungen Pfarrer, meinen Vorgänger, machten die schwarzen Augen der drei Dirnen und besonders der zweiten von ihnen Eindruck, und da es bei ihrem schlechten Rufe für einen Pfarrer unmöglich war, sie zu heirathen, so gerieth er mit ihnen und dem alten Förster, welcher von jeher gern seiner Schnaps getrunken hatte, in ein Schlemmen hinein das ihn endlich zu Grunde richtete. Es ist ganz in der Ordnung, daß ein Haus am Sonntage besonders lustig aus dem Schornsteine raucht, und ein Förster soll am Tage des Herrn nach der göttlichen Weltordnung noch besseres Fleisch als Hühnerfleisch im Topfe haben. Aber über das Forsthaus von Untrüborn lagerte sich die schwarze Rauchwolke der Ueppigkeit, und sie bedeutete nichts Gutes, wenn auch die „Waldarbeiter" sich geirrt hatten, als sie eines Sonntags herbeiliefen, weil sie glaubten, das Forsthaus stehe in Brand.

Kam der Cantor (er war der Schwiegersohn des ehrlichen Nasemann zu Grünrode), um die Lieder zu holen, welche gesungen werden sollten, vor der Kirche auf das Forsthaus, so fand er meinen Vorgänger allerdings in seinem Stübchen; aber die Dirnen hatten sich nicht die Mühe genommen, die Umschlagetücher, die Roben und was sie sonst nach Frauenart dort auf den Stühlen umhergelegt hatten, am Sonnabende hinwegzuräumen. Ja, oft fand er diejenige der Dirnen, welche gerade in die Kirche gehen wollte, dort bei ihm in der Stube, wie sie vor dem Spiegel stand und sich die Haare flocht. Einst stand auch die zweite so vor dem Spiegel und rief dem jungen Pfarrer zu, während er dem Cantor das Lied aufschlug, ihr das Kleid zuzuhaken, was er auch that. Von jetzt an war der Cantor von Untrüborn mit Verachtung gegen den Pfarrer erfüllt, und er war es später hauptsächlich mit, der ihn stürzte.

Schon oft habe ich es im Leben mit angesehen, daß es Menschen gab, welche recht locker lebten und denen es dabei doch zu meiner eigenen Verwunderung recht gut erging. Ja, selbst Ehemänner, welche ein tugendhaftes Weib daheim hatten, gingen ungestraft aus dem Hause zu schlechten Dirnen, denn ihr Hausstand und ihre Kinder daheim blüheten. Wenn aber

die schlechten Weibsbilder einem Manne erst ins Haus kommen, dann ist's vorbei — das lehrt die Erfahrung. Sowie sie über die Schwelle treten, wendet sich Alles um, und was bisher vorwärts ging, geht nun rückwärts. Das irdene Geschirr fällt Tag für Tag zu Boden aus den Händen der Mägde, die silbernen Löffel fallen ins Spülicht und gerathen in den Schweinstrog, sodaß diese ihr Futter damit verzehren könnten, und ist wo eine Perle im Hause, die wird gewiß vor die Säue geworfen. An den Kohl im Garten kommen die Raupen, Kühe und Pferde im Stalle haben ihre Pflege nicht mehr, legen sich nachgerade hin und sterben. Erst gestern wieder führte der Schinder ein großes schönes braunes Roß, das aber mit dem einen Fuße hinkte, die Straße von Grünrode entlang nach dem Schindanger — es kam von einem Bauernhofe, wo die erste Magd es mit dem Herrn hält und die zweite Magd, ihre Schwester, mit dem Großknecht. Es war ein Anblick zum Gotterbarmen.

Mit dem Pfarrer war es zu Ende, als die Förstertöchter zu Untrüborn anfingen im Pfarrhause zu Wolfsrode ab- und zuzugehen und der Magd dort in der Wirthschaft zu befehlen. Sie kamen Tag für Tag einzeln mit Handkörben, die über die nackten Arme gehängt waren, oder doch mit etwas Zugedeck-

tem unter der Schürze, das die Wolfsröder nicht sehen sollten. Darüber wurden zuerst die neugierigen Weiber ärgerlich und sagten: Die Jungfern von Untrüborn hätten hier nichts unter der Schürze zu tragen, die Männer müßten sich beim Consistorium über den Pfarrer beschweren. Dazu kam nun auch alsbald das Geschrei der Haushälterin aus dem Pfarrhause, einer Witwe, welche nicht genug beschreiben konnte, wie die Jungfern in der Pfarre auf dem Sopha umher säßen, das Schlüsselbund nähmen, als ob das nur so sei, die Schränke auf- und zuschlössen, wie sie allerlei brächten und allerlei mitnähmen. „Da mag der Teufel Haushälterin sein" — so schloß sie gewöhnlich —, „wenn kein Schwein sich mehr daraus vernehmen kann, was den Jungfern und was dem Pfarrer gehört."

Jetzt zögerten die Wolfsröder nicht länger, die Klage beim Consistorium einzureichen. Während der alsbald eingeleiteten Untersuchung kamen zwar die Jungfern von Untrüborn nicht mehr in das Pfarrhaus zu Wolfsrode; dafür aber lag nun mein Vorgänger Alltag wie Sonntag im Jägerhause seiner Filialgemeinde. Dort spielte er von früh bis in die Nacht mit dem alten Förster und einigen Jägerburschen, die ab- und zugingen, Karten, und dazu wurde

Schnaps getrunken. Den Schmugglern, welche gegen Abend mit ihren Packeten vorbeizogen, erschien das Forsthaus wie ein Paradies, wenn sie durch das erleuchtete Haus einen Jägerburschen ziehen sahen, der eine Wolke von Tabacksqualm hinter sich herzog und im Vorübergehen einer der Jungfern in die frischen Backen kniff; oder wenn der alte Förster nach der Abendmahlzeit seinen Töchtern zurief: „Nehmt einmal das Geistliche hier fort!“ worauf dann diese das weiße Tischlaken abdeckten und mit den runden Armen weit ausgreifend bis über den Kopf hinauf es zusammenfalteten, während der Förster die Karten vor dem Pfarrer hinwarf und dieser mehrere kleine Häufchen davon abhob und besonders legte.

Unablässig erzählten sich diese „Waldarbeiter“ von dem Treiben im Forsthause, wenn sie sich gemeinsam auf ihren Sammelplätzen im Forste versteckt hielten, um zu gelegener Zeit an ihr Geschäft zu gehen. Waren sie aber auch neidisch auf das Leben, das ihr Pfarrer führte, so setzten sie doch bei ihrer Verwilderung auch zugleich ihren Stolz darein, einen solchen Pfarrer zu haben. Man erzählte sich, sie hätten geschworen, ihm kein Haar krümmen zu lassen und nöthigenfalls das ganze Forsthaus zu seinem Schutze zu umstellen.

Allein es kam zu keinem öffentlichen Aergerniß von Seiten dieser Leute, da man natürlich ihren Pfarrer nicht, wie die Schmuggler erfahren hatten, mit Gendarmen aus dem Forsthause von den Jungfern hinweg abholen, sondern ihn dort ruhig Karten spielen ließ. Man begnügte sich, ihn abzusetzen (der Cantor von Untrüborn hatte ausgesagt, daß er bereits einmal betrunken auf der Kanzel erschienen sei) und mir sein Amt zu verleihen, der ich freilich unter diesen Umständen voraussichtlich für den Anfang eine schwierige Stellung haben mußte.

Die Haushälterin des Pfarrers zog brummend nach seiner Absetzung mit ihrem Koffer aus dem Hause in ein kleines Bauernhaus, das ihrem Bruder gehörte. „So sind aber die Obrigkeiten!" sagte sie. „Immer gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet! Ich denke, sie weisen mir die Jungfern aus dem Hause und damit Punctum, da muß der Pfarrer selber hinaus und ich dazu. Ach wenn die Obrigkeiten nur Alles so wüßten. Es sollte aber Einer ein Schreiben an das Consistori machen, daß die Jungfern allein an Allem schuld wären. Ich wollte schon dafür sorgen, daß es richtig auf die Post käme. Die sollten die Freude bekommen, daß dich das Mäuschen beißt! Die Blitzjungfern! Die Blitzjungfern!"

Der bisherige Pfarrer lebte vor der Hand im Forsthause. Von da aus wollte er mit der zweiten Försterstochter in die Stadt ziehen. Er hatte dort eine kleine Schreiberstelle bekommen und wollte sich mit ihr trauen lassen.

Zehntes Capitel.

Wie der Pfarrer die geistliche Weihe erhielt und in Wolfsrode anzog; wie einer Försterstochter großes Unrecht widerfuhr und ein Musterhirt über irdische und himmlische Gerechtigkeit philosophirte.

Um dieselbe Zeit, wo ich die Pfarrstelle zu Wolfsrode und Untrüborn erhielt, hatte auch Julius Langsdorf, bei dessen Großmutter ich in der letzten Zeit gewöhnlich mit Riekchen zusammengetroffen war, die Pfarre zu Wachtelheim erhalten. Wir sollten daher Beide zu Knobenburg die Weihen des geistlichen Amtes zusammen empfangen.

Von dieser feierlichen Handlung ist wenig zu berichten. Die hohen Geistlichen waren damals noch nicht so human als jetzt, wo sie sich am Abende vor der Ertheilung der geistlichen Weihe vor ihr kleines Klavier setzen, und, während Candidatus hinter ihnen auf einem Stuhle Platz nehmen muß, anfangen einen Choral zu präludiren, den er dann mit ihnen absin=

gen muß, wobei heutzutage der Generalsuperintendent wie ein geringes Cantorlein fungirt. Die Obrigkeiten werden jetzt so weichherzig und bekommen überall Thränen in die Augen — der Himmel weiß woran es liegt. Doch genug, damals ging es auch noch bei einer Predigereinweihung etwas steif und kalt her. Während der feierlichen Handlung selbst glaubten wir mit dem Generalsuperintendenten und dem Küster allein in der Domkirche zu sein. Als dieselbe aber nach kurzer Zeit beendigt war, gingen aus einem der hohen vergitterten Kirchstühle in der Nähe des Altars zwei große schöne Mädchen heraus. Es waren sichtlich Zwillingsschwestern. Sie senkten den Blick zur Erde nieder und die eine von ihnen verschloß den Kirchstuhl. Während ihre Schwester bereits in dem breiten Gange nach der Kirchthür zuging, ruhte auf ihr noch unwillkürlich mein Blick, bis sie den Schlüssel ausgezogen und unter dem Mantel verborgen hatte.

Der Generalsuperintendent hatte sich bereits in die Sacristei zurückgezogen. Julius und ich gingen langsam mit dem Küster den beiden Mädchen nach gegen die Hauptthür zu. Der Küster äußerte seine Freude darüber, daß wir bei unserer feierlichen Einweihung zum geistlichen Amte in den beiden Mädchen zwei Zeugen gehabt hätten, was gewöhnlich nicht der Fall

sei. Während er die Hauptthür des Domes verschloß, erzählte er unaufgefordert: „Die beiden Mädchen gingen gestern unter meinem Fenster vorbei, und da erfuhr ich von meiner Tochter, daß sie zwei Predigerstöchter vom Lande sind und sich gegenwärtig in der Stadt bei ihren Verwandten aufhalten. In einer Gesellschaft von jungen Mädchen haben sie geäußert, daß sie als Predigertöchter sich längst gewünscht, einmal einen Candidaten zum Pfarrer einweihen zu sehen, was zu manchen Neckereien von Seiten ihrer Anverwandten Veranlassung gegeben haben soll." Mir schien es, als sähe ich Julius bei den letzten Worten des Küsters erröthen. Doch war ich noch zu voll von der feierlichen Handlung, als daß ich trotz des unleugbaren Eindrucks, den die eine der schönen Kirchgängerinnen auf mich gemacht hatte, allen diesen Gedanken hätte weiter nachhängen sollen.

Ich zog nun sogleich in Wolfsrode an und nahm aus Mitleid die Haushälterin des frühern Pfarrers, die sich mir anbot, wieder in Dienst. Während meiner Antrittspredigt in Wolfsrode sahen mich meine Beichtkinder wie ein Wunderthier an, weil mir zuweilen eine Thräne ins Auge kam. Die Weiber steckten die Köpfe zusammen und sprachen: „So Einer ist noch nicht dagewesen, der weinen kann auf der Kanzel

Seh' einmal Einer! Das hätten wir nicht von Dem erwartet. Der hat es fingerdick hinter den Ohren, was mag der wol für Lateinisch können!" Eine alte Bauerfrau brachte mir ein Pfund Butter, als ich zum ersten Male auf der Kanzel vor Rührung geweint hatte. Sie hatte es mit Kirschblättern bedeckt, denn Weinlaub gibt es in Wolfsrode nicht. Indem sie das „Geistliche", die weiße Serviette, von der Butter nahm, womit sie dieselbe zugedeckt hatte, sagte sie: „Das habe ich mir immer gewünscht, Herr Pastor, daß doch einmal Einer herkäme, der beim Predigen weinen könnte. Und nun meint der liebe Gott es so gut, und schickt Sie noch her vor meinem Ende. Die Leute in Wolfsrode sind aber auch alle gar sehr mit Ihnen zufrieden. Stoßen Sie sich nur nicht an den Waldarbeitern in Untrüborn, die haben nun einmal kein Gefühl." Das ist jetzt mit dem Weinen aber auch anders geworden: die junge Generation, die seit 1830 auf die Kanzeln gekommen ist, lernt das Weinen schon auf der Universität und im Collegium. Darum muß ein alter ehrlicher Kerl sich schämen, sich noch auf der Kanzel mit dem blauen Taschentuche die Augen auszuwischen, der schon lange, bevor an diese jungen Herren nur gedacht wurde, sein Thränlein geweint hat, wenn es der Gegenstand so mit sich brachte.

Als ich das erste Mal nach Untrüborn zur Predigt ging, standen alle drei Jungfern in der Thür des Forsthauses und schossen giftige Blicke aus ihren sechs schwarzen Augen auf den vorübergehenden Schwarzrock. Ja, als ich wieder in den Wald eingebogen war, der noch zwischen dem Forsthause und der Kirche lag, erhob zuerst die zweite Jungfer ihre Stimme, dann begannen auch die beiden andern Jungfern hinter mir her zu keifen und zu schelten, die Jagdhunde fingen an zu bellen, und ein Windhund kam mir jetzt sogar in das Gehölz nachgesprungen.

Ich hatte sogleich die Einrichtung getroffen, daß ich nicht im Forsthause, sondern im Schulhause am Sonntage mein Quartier zu Untrüborn nahm. Jetzt vertrug ich mich besser als früher mit Gustchen, der Tochter des Cantor Nasemann, die als ehrbare Frau Cantorin mich am Sonntag Mittag nach der Predigt regelmäßig im Schulhause mit der sonntäglichen Fleischsuppe und mit einem Stück gekochten Rindfleischs mit Meerrettig bewirthete. Hatte ich im Winter in Untrüborn Frühgottesdienst, so kam ich schon im Dunkeln mit der Laterne, und wir Drei, der Cantor, die Cantorin und ich, saßen dann schon vor der Kirche noch bei Licht zusammen und unterhielten uns miteinander.

Wenige Wochen nach meinem Anzuge in Wolfsrode fand dort auch die sogenannte Auseinandersetzung zwischen mir und meinem Vorgänger statt.

Schon am Morgen in aller Frühe langte mein Vater an und stellte seinen langen braunen Hirtenstab in eine Ecke. In seiner lang und tief herabhängenden Rocktasche trug er einen ledernen Beutel mit Geld. An diesem Gelde hatte er lange gespart und mir oft gesagt während meines kümmerlichen Rectorats, wo ich ihn so manchmal gern um einen augenblicklichen Nothpfennig angesprochen hätte: „Wegen deiner Auseinandersetzung sorge nur nicht, mein Sohn. Es kamen einmal zwei Prediger auf Besuch zum Herrn Pfarrer Korn durch den Wald gegangen, wie ich die Kühe hütete. Die rauchten Taback und sprachen davon, daß das ein schlimmer Punkt sei für einen neuen Pfarrer. Weil ich nun so wenig für dich habe thun können, und weil eben ein Rind einen lustigen Satz in die Luft machte, so nahm ich mir sogleich vor: So gewiß wie dort das Rind seinen Satz in die Luft macht, will ich meinem Sohne, wenn er erst Pfarrer ist, mit etwas Geld unter die Arme greifen. O mein Sohn, ein Kuhhirt, der ganz allein ist, ohne Weib und Kind, kann auch noch ein paar Thaler erwerben; verachte mir den Hirtenstand ja nicht, so schlecht ist

er nicht, daß er das nicht könnte. Und für den Nothfall habe ich noch eine Kuh im Stalle, die ist auch nicht hinterm Zaune gefunden worden. Für die Haut allein sollte ich doch wol eine kleine Cantorenauseinandersetzung haben, so tarire ich sie. Was meinst wol, daß eine Auseinandersetzung von Pastoren kostet?"

Nach dem Mittagsessen erschienen die übrigen Zeugen der Verhandlungen, der Kirchen- und Ortsvorstand und die Lehrer von Wolfsrode und Untrüborn. Der abgesetzte Pfarrer brachte den Förster mit; und auch des Försters zweite Tochter, die Braut des Pfarrers, kam den Beiden nachspaziert. Weil sie sich nicht getraute mit ins Zimmer zu kommen, so ging sie in die Küche zu der alten Magd, welche meinem Vorgänger wider ihren Willen vom Amte geholfen hatte. Dort setzte sie sich auf einen Schemel, ohne sich von der fortwährend knurrenden Alten beunruhigen zu lassen, und wartete, bis von Zeit zu Zeit ihr Verlobter herauskam, um sich leise mit ihr zu berathen.

Als die Versammlung vollzählig war, reichte mein Vater zuerst die Thonpfeifen und dann den Tabackskasten umher. Alle nahmen von den dargebotenen weißen Rauchwerkzeugen und füllten sie mit Taback. Nur der abgesetzte Pfarrer bat mich zutraulich um eine lange Pfeife, da er an die Thonpfeife nicht gewöhnt

sei. Der alte Förster aber murmelte etwas zwischen den Zähnen, als mein Vater die Thonpfeife und den Tabackskasten vor ihn hinstellte, das einem Donnerwetter ähnlicher klang als einer höflichen Ablehnung. Darauf zog er seine eigene kurze Pfeife aus der Tasche hervor und breitete die Tabacksblase, die er ebenfalls bei sich führte, auf dem Tische vor sich aus. Bald stieg ein lustiger Rauch aus seinem Pfeifenkopfe auf. An ihm war ein Sarg abgebildet, der durch ein Waldhorn, das darauf lag, als der Sarg eines Jägers kenntlich war, und der von Hirschen und Rehen getragen wurde. Die Eule trug einen Leichenstein vor dem Sarge des Jägers her, daran stand geschrieben „Nun danket Alle Gott". Der Jagdhund lief dem Sarge voraus; aber ein Raubvogel schwebte gerade über ihm in der Luft und drehte ihm jämmerlich den Hals um. Die Unterschrift des Bildes, an dem viel Grün vreschwendet war und in dem die Zacken von den Geweihen der Hirsche sich fast ineinander verwirrten, sprach die Meinungen des Wildes über den Tod des Försters aus und lautete: „Für uns ist's besser".

Während der Förster stopfte und einen Fidibus mit den trotzig hingesprochenen Worten „mit Erlaubniß" in Brand setzte, hatte der abgesetzte Pfarrer seine Rech-

nungen aus der Tasche hervorgezogen, woraus er alle Obstbäume, die er von der Witwe seines Vorgängers übernommen hatte, jedes Fenster, das er hatte einsetzen lassen und das ihm aus der Kirchenkasse nicht vergütet war und viele andere Dinge zu den höchsten Preisen, natürlich nach den Angaben des Försters und seiner Töchter, angesetzt hatte.

Mein Vater aber stellte ganz gelassen den ledernen Geldbeutel vor sich auf den Tisch, band den festgenähten Riemen auf, der um ihn her gebunden war und krämpelte vorsichtig den obern Theil des Beutels um, sodaß der äußerste Rand desselben wie ein lederner Kranz um ihn her auf dem Tische lag, und die Achtgroschenstücke, die er enthielt, zum Theil sichtbar wurden.

Nun aber ging es an ein Feilschen und Handeln um jeden einzelnen Gegenstand, der auf des Pfarrers Rechnung stand. Ich verhielt mich mit meinem Vorgänger ziemlich still, gleich als ob die Sache uns wenig anginge. Die anwesenden Gemeindeglieder schwiegen ganz, und nur der Lehrer von Untrüborn redete zuweilen sehr lebhaft in meinem Interesse. Mein Vater saß anfangs ebenfalls stumm vor seinem Geldbeutel da, weil aber der Förster nur von der Gegenseite das Wort führte und mich gewaltig übers Ohr

zu hauen suchte, so wurde er alsbald beredt und wußte in seiner ruhigen überlegenen Weise dem hitzigen Gegner die Spitze zu bieten. Der Förster schlug immerfort auf den Tisch; er aber ließ sich dadurch nicht im Reden stören, und wenn der Förster einen Augenblick still wurde, sodaß meines Vaters Worte einmal verstanden werden konnten, so nickten Alle ihm Beifall zu. Oft sprang der alte Förster auf, und dann ging's hinaus in den Garten unter irgend einen Baum, über den gerade gehandelt wurde. Nur die Zeugen blieben gewöhnlich am Tische sitzen, um so schärfer aber geriethen draußen meist die Parteiführer aneinander. In dem Schnee unter einem Apfelbaume klopfte einmal in der Hitze des Gefechts der Förster so lebhaft seinen Pfeifenkopf aus, daß die Asche allen Umstehenden an die Kleidungsstücke flog, und die Hirsche und Rehe auf seinem Bilde, wenn sie lebendig gewesen wären, gewiß ihren feierlichen Schritt aufgegeben und den Förstersarg abgeworfen hätten, um davonzuspringen. Mein Vater suchte stets die Ertragsfähigkeit der Bäume, welche von den Gegnern viel zu hoch angegeben war, herabzusetzen. Er zeigte daher immerfort zwischen den Zweigen hinauf in die Krone der Bäume, von denen wenige für den verlangten Preis ihm hoch und breit genug waren. Wenn er dann so eifrig im

Garten mit dem Zeigefinger demonstrirte, kam gewöhnlich auch die Försterstochter aus der Küche der Gesellschaft nach. Sie stellte sich hinter ihren Vater oder ihren Bräutigam, hielt die Hand vor Frost unter der Schürze und sprach zuweilen mit hinein, ohne daß Jemand auf sie gehört hätte.

In der Küche stand sie der Haushälterin jetzt im Wege, da sie der Kälte wegen sich an den Herd stellte und die Hände über die daraufstehende Bratpfanne hielt, an deren Seiten zuweilen das Feuer aus dem Grunde des Herdes hervorleckte. Dann übernahm sie es stillschweigend, das Feuer im Ofen zu schüren. Die Haushälterin, die zugleich die Stelle einer Magd vertrat, sah dies anfangs nicht ungern. Als sie aber bemerkte, daß die Jungfer fortwährend mit Kopf, Hals und Schultern über dem leise flackernden Kohlenfeuer im Ofen lag und behorchte, was in der Stube verhandelt wurde, um vielleicht zu gelegener Zeit als Furie hineinzustürzen, konnte sie sich nicht enthalten, ihr von hinten einen kleinen Klaps mit einem Besenstiele zu geben.

Auf das Geschrei, das sich hierauf in der Küche erhob, eilten wir Alle aus der Stube dahin. Einen Augenblick hörten wir, stumm vor Erstaunen, die gegenseitigen Beschuldigungen der beiden Frauenzimmer

an. Dann ergriff der Förster seine Tochter, welche uns in der Küche behorcht haben sollte, etwas unsanft bei der Hand und befahl ihr, mit uns in die Stube zu kommen, und sich dort still in eine Ecke zu setzen.

Nachdem er alle Anwesenden als Zeugen für die seiner Tochter angethane Beschimpfung aufgerufen hatte, wurden die Verhandlungen rasch zu Ende geführt. Der Förster steckte dann seine Pfeife in die Tasche, und ging mit ihr und dem ehemaligen Pfarrer von dannen, ohne von den Speisen gekostet zu haben, mit denen ich in herkömmlicher Weise die Gesellschaft zu bewirthen hatte.

Bei Tische ging mein Vater diesmal, ohne Zweifel der gemischten Gesellschaft und namentlich der anwesenden Cantoren wegen, über den Pauluspfennig mit einigen leisen Andeutungen hinweg. Dagegen philosophirte er heute über den Weltlauf und die irdische Gerechtigkeit, auf welche seine Gedanken unwillkürlich durch das Drohen des Försters mit dem Processe hingelenkt sein mochten. Seine Betrachtungen hielten sich indessen, ohne alle parteiische Rücksicht auf den vorliegenden Fall, in der das Recht übrigens unzweifelhaft auf Seiten des Försters war, in der eines Philosophen würdigen Höhe und Allgemeinheit, und lauteten ungefähr wie folgt:

„Zu allererst muß ich sagen, Vorgesetzte müssen wir haben, und Ehrerbietung untereinander. Fürs zweite, reich können wir nicht Alle sein, denn ohne Noth thäte Keiner dem Andern einen Handschlag. Fürs dritte muß ich sagen, wenn ich auch kein Gotteswort verachte, so sind doch die fünf Hauptstücke an vieler Verwirrung in der Welt schuld. Denn früher standen die Fragen und die Antworten im Katechismus nebeneinander, und wußte Jeder, was er auf eine Frage im Hauptstücke zu antworten hatte. Jetzt stehen aber die Fragen vorn und die Antworten hinten, gerade so wie im Räthselbuche. Daraus können sich die Leute nicht vernehmen, und das macht sie confus in der Moral, und das ist der wahre Grund, warum es manchmal so bunt in der Welt durcheinandergeht.

„Im Uebrigen bin ich der Meinung, daß die Leute jetzt aufgeklärter und aufgeheiterter sind als früher, aber sie wissen sich nicht mehr so zu helfen wie die Alten.

„Sie lamentiren jetzt so viel über großes Unrecht, das ihnen zu Theil werde, es hilft ihnen aber nichts, und sie machen sich nur dadurch das Leben sauer. Da rufen sie in Einem fort in der Welt: da müßte Grund zum Steinhaufen werden! und schreien immerfort: Betrug! Da muß der König ein Einsehen ha-

ben! Aber soviel sie auch schreien, es wird doch nicht besser in der Welt, denn warum? Der König kann sich nicht um Alles bekümmern, und so verlieren Diejenigen, welche am meisten schreien, gerade am ersten ihren Proceß. Wenn ich noch einmal auf dieser Erde vor ein weltliches Gericht müßte, da wollte ich den Leuten zeigen, wie ein Alter aus der alten Schule sich zu helfen weiß. Denn wenn der Richter mir Flausen vormachte, so legte ich gleich die Schrift vor ihn auf den Tisch und bewiese ihm daraus punktum-kommamäßig, daß er recht richten müßte. Und wenn er nicht recht richten wollte, so müßte er's mir anders beweisen aus der Schrift, aber auch punktum-komma-mäßig und das kann er nicht, punktum-kommamäßig nicht. Denn warum? Es steht nicht anders darin, und wenn er es anders auslegt, so hat er ein Komma weggelassen, oder auch ein Punktum, oder er hat sonst etwas gemacht, und das ließe ich mir nicht gefallen.

„Und dies ist meine Meinung von der Gerechtigkeit, wie man sie zu behandeln wissen muß. Aber ich rede nur von der irdischen Gerechtigkeit, denn die himmlische ist viel goldener und schöner."

So philosophirte mein Vater am Tage meiner Einführung in Wolfsrode und kehrte erst in der Frühe des nächsten Morgens nach Grünrode zu seiner Heerde zurück.

Ich brauche wol kaum zu sagen, daß der Weg zu meinem Filial in der Nähe des Forsthauses nun stets wie auf glühenden Kohlen dahinlief, obgleich er vom Schnee des Winters glänzte. Selten kam ich dort vorbei, ohne daß die drei Jungfern in die Hausthür getreten wären, die Hände in die Seiten gestemmt, und mich so als einen Scheinheiligen und Betrüger ausgescholten hätten. Sie sahen sich aber vorsichtig erst jedesmal um, ob draußen auch kein Zeuge in der Nähe sei, und die Waldeinsamkeit mußte alle diese schweren Verbalinjurien in sich hineinschlucken. Gott aber hat sie und auch das leise Zischen gehört, womit sie mir verstohlen die Jagdhunde nachhetzten, und er wird die Jungfern, von denen in der That zwei alte Jungfern geworden sind, dereinst darüber zur Rechenschaft ziehen.

Je mehr ich so in der Stille zu leiden hatte, um so widerwärtiger mußte es mir sein, wirklich als Zeuge wegen des Klapses, den die Alte der zweiten Försterstochter ertheilt hatte, vor Gericht gefordert zu werden. Durch den Klaps sei die Ehre seines ganzen Hauses befleckt, sagte der Förster dort, und da müßte Grund zum Steinhaufen werden, wenn man einer ausgewachsenen und heirathsfähigen Jungfer so mir nichts dir nichts von hinten einen Klaps geben könne. Er schloß mit

den Worten: „Recht muß doch Recht bleiben, darum kann dieser Klaps unmöglich für frei ausgehen."

Die Jungfer erzählte nun zunächst, wie sie im Ofen über dem glimmenden Kohlenfeuer gelegen und da plötzlich den Klaps an ihrer Lende gefühlt habe. „Ich bin keine Magd", sagte sie mit einem verächtlichen Seitenblicke auf ihre Gegnerin. „Die Mägde kennt man wol und weiß, wie sie es machen. Ich kenne ein Haus, darin sind drei Mägde, ich will sie nur nicht nennen; wenn die Hausfrau denen zum Aufstehen geklingelt und sie mit Mühe aus den Federn gejagt hat, so legen sie sich vor die drei Oefen des Hauses und zünden Feuer an, und über dem Feueranzünden nicken sie alle Drei noch einmal ein. So fand sie eines Tages die Frau in den Oefen liegen, welche herunterkam, weil sie sich wunderte, daß Alles im Hause so still blieb, obgleich doch die drei Mägde schon aufgestanden waren. Die Mägde hätten wol einen Klaps verdient, aber die Frau ist nur zu gut. Hinwiederum gibt es auch viele neugierige Dienstmägde, die liegen insonderheit, wenn im Hause mit den Kindern oder sonstwie etwas vorgefallen ist, anstatt aufzuwaschen und ihren sonstigen Beschäftigungen nachzugehen, den ganzen Tag lang über dem brodelnden Feuer im Ofen. Das Feuer aber schieben sie mit

dem Feuerhaken ganz weit vor in dem Ofen, damit sie sich nicht das Gesicht verbrennen, legen auch immerfort unmenschlich viel Holz nach, sodaß den Herrschaften noch viel heißer wird, als ihnen ohnehin schon ist. Wenn das die Herrschaften nur immer so wüßten, und der Hausherr oder die Söhne kämen mit der Reitpeitsche heraus und zögen ihnen von hinten eins über! Sie hätten es wol verdient. Aber so machen es nur die Mägde, anständige Töchter machen es nicht so. Mir z. B. kamen nur allerlei Gedanken, als ich im Ofen lag und den Ton von der Stimme meines Bräutigams hörte. Ich dachte daran, daß ihm nun hier von diesem Gerichte, vor dem ich jetzt stehe, eine Schreiberstelle zugetheilt ist, und überlegte, wer wol sein nächster Vorgesetzter werden würde. Ich dachte dann, wann wir Hochzeit halten würden, und was wir Alles zu unserer kleinen Wirthschaft in der Stadt anschaffen müßten. Kurz ich machte mir Gedanken, ja, Gedanken (dabei warf sie wieder einen stechenden Seitenblick auf die Magd), und meine Gedanken waren ganz wo anders als in der Stube oder gar in dem Ofen, wo nur die Gedanken so einer alten einfältigen Magd stecken mögen, aber keine Försterstochter- und Mamsellengedanken."

Die Witwe sagte, als sie aufgefordert war zu be-

kennen und die nähern Umstände ihres Vergehens anzugeben: „Ich leugne den Klaps nicht ab. Er ist mir lieber als ein guter Weihnachten*), und wäre es auch ein neuer Mantel, der unter Brüdern seine zehn Thaler werth ist. Ich hatte zu dem Klaps meine guten Gründe. Wenn die Herren wissen wollen, wie ich es damit aufgestellt, so mögen sie befehlen, daß ich mit der Jungfer hinausgehe. Dann will ich ihr draußen vor dem Ofen recht gern noch einmal einen Klaps geben, und die Herren können Alle dabei sein und ich will gern die doppelte Strafe erleiden, wenn es einmal gestraft sein muß. Denn freilich, Strafe muß sein, so dachte ich selber auch, als ich ihr den Klaps gab. Sie hatte ihn wol verdient, seit langer, langer Zeit, und darum mit nichten muß Grund zum Steinhaufen werden, weil einmal eine Jungfer einen Klaps bekommt, und wenn sie auch noch so ausgewachsen und vollkommen ist. Denn wie heißt es im Sprüchwort? «Jugend hat keine Tugend», und die Jungfern, die am vollkommensten sind von beiden Seiten, sündigen manchmal am meisten. Darum kann ich Ihnen aber auch sagen, über diesen Klaps ist große

*) Das Weihnachtsgeschenk, das die Mägde ausbedungenermaßen von den Herrschaften bekommen.

Freude gewesen in ganz Wolfsrode. Und wenn die Herren Richter meinen: ich sollte die Jungfer wegen des Klapses um Vergebung bitten, so muß ich sagen: dafür nicht."

Ein Zeugenverhör war demnach gar nicht mehr nöthig. Meine Haushälterin wurde verurtheilt. Da sie zu keiner Abbitte zu bewegen war, so mußte sie im Frühling auf mehrere Wochen ins Gefängniß wandern und ich behalf mich während ihrer Abwesenheit in der Wirthschaft, so gut ich konnte. Auch ersetzte ich ihr alle Unkosten, die ihr aus der Sache erwuchsen. — — —

Die Schmuggler standen auf ihrem Sammelplatze im Walde, als der ehemalige Pfarrer von Untrüborn abzog mit seiner Blitzjungfer; sie traten zutraulich heran und gaben ihm und der Dirne die Hand. Als sie dann eben nicht sehr lange darauf die Jägerburschen mit den beiden andern Försterstöchtern in die Stadt zur Kindtaufe ziehen sahen, trugen sie ihnen auf, ihrem ehemaligen Pfarrer zu sagen: Es sei jetzt Alles anders, seit Der mit dem Pauluspfennig da sei, aber früher sei es doch besser gewesen.

Elftes Capitel.

Wie Luise dem Pfarrer mit seinem Beichtvater auf den Hof fuhr, und was sich dann ferner begab.

Es war ein schöner Freitagmorgen. Ich hatte zu diesem Tage Wochencommunion angesetzt und gedachte selbst heute mit das Nachtmahl zu genießen, sodaß mir recht feierlich wohl zu Muthe war. Schon früh saß ich am Fenster, blickte auf den Hof, trank meinen Kaffee und dachte, was wol mein Amtsbruder in seiner Beichtrede sagen werde. Gegen acht Uhr fuhr eine Kutsche durch die seit sechs Uhr offen stehenden Thorflügel auf den Pfarrhof unter lautem Bellen des Hofhundes, der bald auf seine Lehmhütte bald auf das Stroh vor derselben sprang.

Die Braunen, die am Wagen zogen, waren stattlich und blank, die Gesichter in der Kutsche bis auf eins roth und blühend. Das Beste aber war vorn

auf dem Bocke. Denn da die Gesellschaft in der Kutsche nicht Raum hatte, so hatte die älteste Tochter — Luise — neben dem stämmigen Fuhrmann, der im blauen Kittel auf dem Bocke saß, Platz nehmen müssen. Im Wagen saß außer dem Pfarrer von Buchenheim, seiner Frau und seinen jüngsten beiden Kindern Julius Langsdorf's Großmutter, welche mit ihrem Enkel nach Wachtelheim gezogen war. Der Pfarrer von Buchenheim hatte auf seiner Fahrt nach Wolfsrode einen kleinen Umweg gemacht, um sie abzuholen und mit zu mir zu führen.

Ich sprang sogleich herbei und die Köpfe des Pfarrers und der Pfarrerin nickten mir aus der Kutsche zu. Auch die Kinder streckten ihre Hände nach mir aus. Die Tochter auf dem Bocke aber hatte bereits den einen Fuß auf das Rad gesetzt und gab mir ihre Hand her, um sich bei dem mühsamen Herabsteigen auf meinen Arm zu stützen. Welch ein Segen scheint doch schon in der menschlichen Hand zu ruhen, wenn sie sich so recht warm in die unsere legt. Wohlbehagen und Freude strömt aus dem Körper der Jungfrau zu uns herüber.

Luise stieg von dem Rade auf den Kutschentritt, und von da auf den Boden. Als sie bereits auf der Erde stand und ich ihre Hand losgelassen hatte, mußte

ich noch den Saum ihres Gewandes vom Kutschentritte befreien, wo er, jedoch nur wenig über der Erde, hängen geblieben war. In diesem Augenblicke sah ich auch, daß es Luise gewesen war, welche mit ihrer Schwester nach meiner feierlichen Einweihung zum Pfarramte aus dem vergitterten Kirchstuhle hervorgetreten war. Als sie damals ihren Sitz verschloß, hatte ich sie zuerst gesehen, und jetzt, wo ich sie zum zweiten Male erblickte, kam sie mir mit meinem Beichtvater auf den Hof gefahren. In ihrem Elternhause, wo ich mehrmals eingekehrt war, hatte ich sie nie gesehen, da sie erst vor kurzem mit ihrer Schwester aus der Stadt von ihren Verwandten zurückkam.

Seltsamerweise konnte ich anfänglich eine gewisse Verlegenheit nicht unterdrücken, als ich die schöne Kirchgängerin wiedersah. Luisens Bild, so flüchtig es mir erschienen war, während sie den vergitterten Sitz schloß, hatte sich mir tief eingeprägt. Und wenn auch, so oft ich an meine Ordination zum protestantischen Pfarrer dachte, eine Stimme in meinem Innern rief: „Daß doch Riekchen jenen Tag erlebt hätte! Wie würden ihre Augen freudenvoll hinter einem der Gitterstühle geglänzt haben!“ so war es doch nun einmal nicht ihre verkümmerte Gestalt, sondern die blühende und lebensvolle Erscheinung jener Landpredigers-

tochter, die den Gitterstuhl schloß, deren Bild ganz mit der Einnerung an den festlichsten Tag meines Lebens verwebt wurde. Es war mir, als ich sie wiedersah, als wären meine geheimsten Gedanken aufgedeckt, welche ich kaum mir selbst zu gestehen wagte. War ich so bei ihrem Anblicke nicht wenig erregt, so sah mich dagegen Luise desto ruhiger und unbefangener aus ihren großen Augen an, und das war freilich kein Wunder, da sie mir später oft gestanden hat, daß sie sich an jenem Tage in der Domkirche von mir durchaus nicht bemerkt glaubte. Waren doch ihre eigenen Gedanken so sehr in der feierlichen Handlung aufgegangen, daß ihr selbst alle weltlichen Gedanken fern geblieben waren, und daß sie in mir nur den ehrsamen Candidaten und den angehenden Pfarrer gesehen hatte.

Luise kam mir zuvor, indem sie behende den Kutschenschlag öffnete. Das kleinste Kind, mit Namen Mathilde, reichte die Pfarrerin ihr dar, sie setzte es auf dem Boden nieder, und zupfte auch das Kleid der Kleinen wieder zurecht; Fritz, ein munterer Knabe, hüpfte von selbst heraus. Hierauf stieg der Pfarrer aus, und ich half der Predigerwitwe, der alten Frau Langsdorf, aus dem Wagen. Während dann der Pfarrer die lange Pfeife aus dem Munde nahm und

mich durch seine Umarmung festhielt, kletterte auch die Pfarrerin langsam und etwas schwerfällig aus dem Wagen hervor. Sie blieb noch eine Zeit lang vor demselben stehen und hob Tücher und Strickbeutel heraus. Diese nahm ich ihr ab, und wanderte mit der ganzen Gesellschaft ins Pfarrhaus. Die Kinder sprangen voran und saßen schon in der Stube auf den Stühlen vor dem Tische, als wir ihnen nachfolgten.

Es wurden zuerst von der Haushälterin Buttersemmeln und Sardellen mit einer Flasche Wein für die Gäste aufgetragen. Kaum aber hatte dies Frühstück begonnen, als auch die Predigerwitwe bereits das Wort nahm und mir Folgendes eröffnete: „Sie wundern sich gewiß, daß ich Ihnen mit dem Herrn Pfarrer von Buchenheim auf den Hof gefahren komme. Allein ich muß Ihnen sagen, daß mein Enkel sich mit Luisens Schwester Karoline verlobt hat. Sie war mit Luise, wie ich von Julius gehört habe, bei Ihrer Einweihung zum Pfarramte zugegen. Beide waren damals schon heimlich miteinander versprochen, doch wußte noch Niemand darum als der Pfarrer, die Pfarrerin, Luise und ich. Erst vorgestern wurde in Buchenheim die Verlobung gefeiert, und dabei beredete mich der Pfarrer, daß ich heute mit auf Besuch zu Ihnen fahren

solle und versprach, zu diesem Zweck einen kleinen Umweg über Wachtelheim nicht zu scheuen, um mich abzuholen. Schon seit sechs Uhr Morgens saß ich vollständig für die Reise gekleidet und wartete auf den Wagen. Endlich kam Karoline durch den Garten und verkündigte, daß hinter dem Dorfe die Kutsche auf mich harre, in der ich ihren Platz einnehmen solle, während sie den Tag über bei Julius in Wachtelheim blieb. Den Abend wird sie der Pfarrer wieder von ihm abholen. Beide, auch Karoline unbekannterweise, lassen Sie grüßen. Sie hätten die Freude meines Julius sehen sollen, als Karoline so unerwartet durch den Garten in die Stube kam, denn wir glaubten, der Wagen würde ins Dorf kommen und auf dem Hofe vorfahren. Ich saß am Fenster und wartete unaufhörlich, daß der Hund den Wagen anmelde, Julius las in einem Buche, das er schon mehrmals ungeduldig aus der Hand gelegt hatte. Da schleicht Karoline sich ins Zimmer, und hält ihm plötzlich von hinten die Augen zu. Denken Sie sich, es hatte sie Niemand von uns Beiden bemerkt, als sie hereingetreten war! Wollen Sie wol glauben, daß sie so verliebt ineinander sind, daß Julius, der doch sonst der zärtlichste Enkel und Sohn auf der ganzen Welt ist, mich nicht einmal zum Wagen hinter dem Garten

begleitete, und daß die Magd mich dahin geleiten mußte?"

Nachdem ich meinen Glückwunsch zu Karolinens Verlobung mit Julius abgestattet, und nachdem die Gesellschaft gefrühstückt hatte, verfügte sich Luise mit ihrer Mutter in die Küche. Es herrschte damals in der guten alten Zeit die Sitte, daß ein Pfarrer, der sich das Abendmahl reichen ließ, zugleich mehrern seiner Amtsbrüder ein Gastmahl gab. Die Gattin meines Beichtvaters hatte es übernommen, ein solches auch in meinem Hause herzurichten. Als es zur Kirche läutete, blieb sie mit ihrer Tochter im Hause zurück, bereitete die Mittagsmahlzeit und empfing die übrigen Gäste. Die Kinder kamen uns in die Kirche nachgezogen und hörten mit Verwunderung ihren Vater in einer fremden Kirche predigen. Sie führten auch die Predigerwitwe an der Hand in die Kirche, welche der Rede des Pfarrers andächtig zuhörte.

In dem Stande der Prediger und in ihren Familien herrscht ein ähnliches näheres Zusammenhalten selbst mit denjenigen Gliedern dieser Gilde, denen man eigentlich persönlich fern steht. Die Eigenthümlichkeit mancher Familienverhältnisse und die Stellung dieses Standes in der Welt und in der Gesellschaft ist die Hauptursache dieser Erscheinung. Die Predigersfrau

soll um jeden Preis ein Vorbild für die Gemeinde sein, und für die Tochter des Pfarrers will sich Manches nicht schicken, was sich für die Tochter des Amtmanns gar wol geziemt. Junge unverheirathete Prediger ferner sind eben Geistliche, und darum treten ihnen die jungen Damen in Predigerhäusern mit einer Unbefangenheit entgegen, welche Weltkindern gegenüber nicht denkbar ist. So fühlte sich denn auch Luise, wie sie später oft versichert hat, auf der Pfarre zu Wolfsrode sogleich wie zu Hause. Während auch die neu angekommenen Gäste uns in die Kirche nachgezogen waren und die Haushälterin festlich mit dem grünen Besen von Heidelbeerkraut die Stube fegte, ging sie mit ihrer Mutter im Garten umher, und man will gesehen haben, daß beide Frauen vor jedem Beete stehen blieben, um es genau zu mustern, und daß die Pfarrerin hier und da sogar eine Raupe vom Kohl nahm, welche Luise dann auf dem Boden mit dem Fuße zertrat. Beide hatten etwas erdige Hände, als sie aus dem Garten in die Küche zurückkehrten, und ließen sich von der Haushälterin Wasser in einem Becken reichen.

An der Mittagsmahlzeit, die bald nach unserer Rückkehr aus der Kirche begann, nahm Luise anfangs gar keinen Theil, da sie noch immer in der Küche z.

schaffen hatte. Ich selbst als der Wirth mußte endlich hinausgehen, um sie hereinzuholen. Es that mir außerordentlich wohl, die Jungfrau dort am Herde schalten zu sehen, wo das lodernde Feuer einen hellen Widerschein in ihr freundliches Gesicht warf. Sie folgte mir indessen willig vom Feuer hinweg in die Stube. Seltsam war es, daß sie einen Augenblick stillstand, als ich die Stubenthür vor ihr öffnete, und mich zuerst eintreten lassen wollte. Ich mußte, um keine auffallenden Complimente zu machen, leise meine Hand an ihre Schulter legen, worauf sie rasch und leichtfüßig wie ein junges Wild eintrat. Sie setzte sich neben ihre Mutter, wo ihr Stuhl leer stand. Es machte mir Freude zu sehen, wie sie ihren Geschwistern rings um sich herum von den Speisen vorlegte, und der Jüngsten den Braten zuvor in kleine Stücke zerschnitt. Sie schienen jedem der Kleinen ganz besonders in sein Mündchen eingepaßt zu sein, und ich sah mit stiller Andacht zu, wie sehr ein Weib zu sorgen und zu erquicken versteht, besonders ein junges, dessen Herz noch frisch und nicht ausgeweitet ist für die kleinen Bedürfnisse des Lebens, und dessen Ohr noch ganz offen ist für die Bitten und das Weinen eines Kindes. Es that mir auch wohl, wenn meine Haushälterin hereinkam und leise mit Luise sprach, um sich bei

ihr Raths zu erholen. Denn sie sah die Einmischung Luisens mit ganz andern Augen an als die der Försterstochter. Als kluge Haushälterin hatte sie einen feinen Sinn für die Unterscheidung Dessen, was wohlthätig und was störend in ein Hauswesen eingreifen konnte, und unterwarf sich willig, wo ihr von dem wahren und echten Herrscherblick der guten Hausfrau etwas entgegenleuchtete.

Nach der Mittagsmahlzeit verschwand Luise alsbald wieder in die Küche, um für den Kaffee und später auch schon für eine frugale Abendmahlzeit Sorge zu tragen. Wir Prediger sprachen anfangs von theologischen Gegenständen. Dann aber brachte Jemand die neue griechische Grammatik aufs Tapet. Die Frauen unterhielten sich anfangs nur miteinander, wußten uns aber alsbald in ihr Gespräch zu ziehen.

Die Predigerwitwe, der man bei ihrem hohen Alter schon etwas zugute hielt und die, weil sie dies wußte, hin und wieder Aeußerungen that, welche sie sonst wol vermieden hätte, hatte wenig oder nichts gesprochen, seit sie mir die Verlobung ihres Enkels angekündigt. Oftmals hatte sie sich in der Stube umgesehen und sich, wie es schien, über meine Junggesellenwirthschaft verwundert. Sie benutzte die Abwesenheit der Kinder und Luisens, um sich also ver-

nehmen zu lassen, nachdem einmal einer der Anwesenden das Gespräch auf den Wechsel mancher Sitten gebracht hatte:

„Das waren mir schöne Zeiten“ — sprach sie — „als noch der Plumpsack die Welt unter der Jugend regierte, als die jungen Leute von den Honoratioren sich gegenseitig auf den Schoos nahmen und sich Pfänder gaben. Wenn Amtmanns Gretchen Försters Fritz einen Kuß gab, was konnte schöner sein? Die Amtmännin konnte sich bei Zeiten mit dem Linnen danach einrichten, und der Förster suchte sich schon einen Bock aus, den er zur Verlobung schießen wollte. Und wurde es nachher einmal nichts, wie bei Karsten's Minna und bei Schröder's August, so gab es doch wenigstens zuletzt Gevatterschaften und Freundschaften, wenn die beiden jungen Leute sich hinterher anderweitig verheiratheten. Es gab gute Gedanken, hell und klar, wenn Försters Rieke Pfarrers Wilhelm sich auf den Schoos setzte, denn es erinnerte ihn an seine menschliche Bestimmung, sich sobald als er zu Amt und zu Brot kam zu verheirathen. Was sind aber die Folgen davon, daß es jetzt anders geworden ist und die Kinder der Honoratioren einander so steif gegenüberstehen? Daß Gott erbarm! Das waren gewiß noch andere Zeiten, als man darauf rechnen konnte,

wenn ein junger Mensch einem Mädchen seines Standes in die Backen kniff (und er durfte sich das schon einmal erlauben), daß sie nach einigen Jahren auch eine Anzahl Kinder miteinander hatten."

Nach einer kleinen Pause schien die Alte diese Betrachtungen fortsetzen zu wollen. Sie wurde indessen durch Luisens Eintritt daran gehindert. Es war schon spät am Nachmittage, und die Pfarrerin flüsterte dem Pfarrer einige Worte zu, wahrscheinlich des Inhalts, daß es unschicklich sein würde Karoline länger in Wachtelheim auf der Pfarre zu lassen. Nachdem nun jetzt die Gäste aus Buchenheim das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatten und so auch die übrigen Gäste sich gleich ihnen zur Abfahrt rüsteten, ersuchte der Pfarrer von Buchenheim mich noch um ein kurzes Gespräch unter vier Augen. Er eröffnete mir, daß mein Vorgänger, der abgesetzte Pfarrer, von seiner Frau in der Stadt so lange gedrängt sei, bis er zu meinem väterlichen Freunde und muthmaßlichen Beichtvater auf die Pfarre in Buchenheim gegangen war, den er gebeten hatte, mich zu bewegen, daß ich aus freien Stücken ihm noch einen Nachschuß zu der Summe zahlen solle, welche ihm bei unserer Auseinandersetzung von meinem Vater zugestanden war. Der Pfarrer hatte versprochen, mir wenigstens seinen Wunsch mit-

zutheilen und dieses Versprechen gehalten, obgleich er mir kaum zureden konnte, das Verlangen zu erfüllen, weil es ringsum zu bekannt war, wie in der ganzen Familie des Försters eine unersättliche Habsucht die große Lücke zu füllen suchte, welche durch eine schlechte Wirthschaft in allen Vorräthen des Hauses hervorgerufen wurde. Er wollte daher auch nicht, daß ich ihm auf der Stelle eine bestimmte Antwort gäbe, sondern verließ, mich hinter sich herziehend, sogleich wieder meine Studirstube, auf der er mir diese Eröffnung gemacht hatte.

Unten im Zimmer war jetzt Alles zum Aufbruch bereit und die übrigen Gäste zogen noch vor der Abfahrt des Pfarrers von Buchenheim davon. Luise stieg diesmal mit in die Kutsche hinein, und um Platz für sie zu gewinnen, wurde Mathilde von ihr selbst und Fritz von seinem Vater auf den Schoos genommen. Dann zogen die Braunen vor dem Wagen an, der unter so vielen großen und kleinen Gesichtern das Lieblichste enthielt, was jemals mir vor den Augen des Leibes und der Seele gestanden hatte.

Wenige Tage darauf machte ich mich auf den Weg, um dem angehenden Schreiber das ganze nachverlangte Geld in die Stadt zu tragen. Seine Frau knurrte und brummte dazu, als ich es aufzählte, und

so wagte auch der gute, aber schwache Mann sich kaum durch einen herzlichen Händedruck beim Abschiede dafür zu bedanken.

Auf dem Heimwege aus der Stadt kehrte ich in dem Hause meines Beichtvaters ein. Es war an einem schönen Sonntage gegen drei Uhr Nachmittags; der Pfarrer mit seiner Gattin und seinen Töchtern befand sich in einem auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes liegenden Garten. Die Mägde des Hauses führten mich in das Wohnzimmer. Während ich dort auf dem Sopha saß, entstand an der Thür der nebenanliegenden Kammer ein Geräusch, als hüpften Kinder daran in die Höhe, um sie zu öffnen. Dann sprang sie plötzlich auf und blieb weit offen stehen, während die beiden jüngsten Kinder des Pfarrers herein und auf mich zusprangen. Sie schlugen im Laufe in meine ausgestreckten Hände ein, und jachterten dann laut lachend und jubilirend durch die offenstehende Stubenthür hinaus auf den Hof. Das Mädchen kam zuerst wieder hereingeschlichen. Sie war eine kleine, dicke, wilde Hummel, der die Strümpfe von dem Jachtern mit ihrem Bruder über die Schuhe herabgefallen waren. Sie kletterte auf meinen Schoos, sah mich mit ihrem schalkhaften, von Gesundheit strotzenden großen Kinderkopfe aus blauen Augen an, zupfte

mich am Backenbarte, und rückte bald mit allerlei verfänglichen Fragen heraus, z. B. mit der: „Soll ich dir einmal einen Kuß geben?“

Luise kehrte zuerst aus dem Garten vor dem Dorfe zurück. Sie löste die Bänder ihres Strohhuts unter dem Kinn, legte ihn auf das Clavier und reichte mir dann die Hand. Ihr kleiner Bruder hatte ihr bereits auf dem Hofe meine Ankunft gemeldet. Er kam jetzt auch wieder herein, nahm meinen Stock und Hut und setzte ihn auf, die Kleine dagegen sprang von meinem Schoose, trat an das Clavier, nahm Luisens Hut herunter und setzte ihn sich auf. Darauf machten die beiden Kinder einander so viele Verbeugungen, Knixe und Complimente, daß Luise ihr lautes Gelächter nicht zurückhalten konnte und zuletzt darüber in die sichtlichste Verlegenheit gerieth. Sie sagte endlich der kleinen Schwester, sie möge sich vor mir schämen und hinausgehen, um ihre Strümpfchen in die Höhe zu ziehen. Die Kleine nahm hierauf Luisens Hut ab, legte ihn wieder auf das Clavier und schlich sich so unbemerkt als möglich hinaus. Nach einiger Zeit erst kehrte sie wieder zurück mit aufgezogenen Strümpfen, hielt sich aber anfangs von mir fern und näherte sich mir später an diesem Tage nur verlegen und schamhaft, ohne wieder so laut zu werden als anfangs.

Der Junge dagegen trieb sich noch lange mit meinem Hut und Stock in der Stube umher, und setzte ihn nicht eher bei Seite, als bis sein Vater heimgekehrt war und ihm für seine Wildheit und wegen des Angriffs auf mein Eigenthum einen scharfen Verweis ertheilt hatte.

Bald trat auch, dem Pfarrer nachkommend, die Pfarrerin mit Karoline herein. Karoline, die jüngere der beiden Zwillingsschwestern, war Luise so ähnlich, als wäre sie ihr aus dem Auge geschnitten. In ihrem Wesen zeigte sich nur etwas mehr Munterkeit und etwas weniger Behagen als bei Luise.

Der Pfarrer hörte auf seine Erkundigung, woher ich käme, schweigend meinen Bericht an. Die Pfarrerin aber konnte sich nicht enthalten, mich wegen meiner Gutmüthigkeit wacker auszuzanken. Dabei entschlüpfte ihr auch die Bemerkung, daß ich durchaus eine Hausfrau haben müsse. „Die Haushälterin", sprach sie, „mag noch so schön fegen und scheuern, aber sie hat keine Geldhand. Die Hand aber, die den Trauring trägt und die dem Manne lieb ist, auf die er doch hin und wieder noch einmal einen Kuß drückt, wenn auch die Handküsse aus der Mode kommen, bringt Segen ins Haus und macht den Pfennig zum Groschen. Freilich wissen und glauben es die wenigsten

Männer, daß in den Händen der Frauen, und nicht im tiefen Bergschaft das Gold wächst", setzte sie lächelnd mit einem Blick auf ihren Mann hinzu.

Luise, welcher es nicht entgangen sein konnte, wie mein Auge heute schon so oft mit Wohlgefallen auf ihr ruhte, ging bei diesen Worten ihrer Mutter etwas verlegen zur Thür hinaus, während Karoline ganz unbefangen blieb. Luise, welche noch wirthschaftlicher schien als Karoline, kam erst wieder, als die Pfarrerin hinausging und ihr auftrug, die frugale Abendmahlzeit hereinzubringen, weil ich mich bereits im Zimmer nach Hut und Stock umgeschaut hatte. Sie hatte draußen bereits die Butterbrote geschnitten und die Eier geschält und je in zwei Hälften getheilt. Sie legte sie jetzt noch der Reihe nach auf einen flachen Teller, sodaß der rothe Dotter oben sichtbar war, und umwand sie hier und da mit dem feinen Grün der Petersilie, das sie noch frisch aus dem Garten hinter dem Hause holte. Hierauf setzte sie den Teller in die Stube auf den Tisch, der bereits von der Magd nach einer seiner vier Seiten hin, an der ich saß, mit dem doppelt gelegten Tischtuche gedeckt war. Während Karoline ging, um eine Flasche Wein heraufzuholen, nahm die Pfarrerin eine Gabel aus dem Eckschranke und legte sie über den Teller mit den geschnittenen Eiern. Der

Pfarrer schenkte nun ein; Alle griffen nach den Butterbröten und langten nacheinander mit der Gabel sich die halben Eier aus der frischen grünen Petersilie. Die Pfarrerin entschuldigte mit einer langen wohlbehaglichen Rede die frugale Mahlzeit, weil man auf dem Lande nichts haben könne und doch auch nicht immer die Schlackwurst auf dem Tische liegen haben wolle, wenngleich sie zugäbe, daß die Schlackwurst, die Blut- und Zungenwurst und der Schinken die wahren Tröster aller soliden Wirthschaften auf dem Lande seien. „Da schenken sie jetzt", fügte sie hinzu, „den jungen Mädchen so viele Kochbücher und auch meine Töchter haben von ihrem Vater auf meinen Rath eins zum Weihnachten bekommen. Aber ich sehe doch, daß es auf dem Lande nicht recht anwendbar ist. Wie gesagt, eine recht gute, schmeidige Schlacke, eine Rothwurst mit Zunge, welche Sie auch stets in Ihrer Wirthschaft müssen mit in die Rothwurst hacken lassen, und endlich ein gut gesalzener Schinken sind in einem Landpredigerhause das beste Kochbuch. Ein paar Kühe aber und eine Schar Hühner mit einem stolzen Hahn, der sie ordentlich im Zuge erhält, sind besser als zehn Kochbücher."

Luise schwieg während dieser ganzen Rede. Sie holte aber, so oft die Vorräthe auf dem Tische sich

etwas verminderten (und dies geschah besonders schnell, als die beiden Kleinen hereinkamen, an den Tisch traten, den Kopf an die Kante legten und nach den Tellern schielten) immer neue Vorräthe, welche in der Küche schon bereit standen, auf den Tisch herein. Einige Zeit darauf, nachdem wir gesättigt waren, erklärte die Pfarrerin auch den Kleinen, bei denen der Appetit wie stets bei allen Kindern, wenn Besuch vorhanden ist, ganz unerschöpflich war, daß sie nun nichts mehr bekämen. Damit sprangen die Kleinen, welche diese Erklärung schon längst erwartet zu haben schienen, fröhlich vom Tische weg und die Tafel war aufgehoben.

Jetzt griff der Pfarrer, da ich nicht länger bleiben konnte, mit mir nach Hut und Stock, um mich auf den Weg zu bringen. Er forderte auch die Pfarrerin auf mitzugehen, und diese gab auch Luise einen Wink Hut und Umschlagetuch zu nehmen, um noch ein wenig frische Luft zu schöpfen. Nur Karoline blieb daheim, das Haus zu hüten. Daß die Kleinen mitkamen, verstand sich ohnehin von selbst. Die kleine Mathilde rüstete sich still; der Junge aber lief die Treppe auf und ab nach seiner grünen Mütze und seinem Stock, mit dem er an meinem Abendmahlstage aus dem Pfarrwagen hervorgestiegen war. Er fand Mütze und Stock jedoch nicht auf dem Platze, wo er sie hingestellt

hatte und rief deshalb durch das Haus nach der Magd, von welcher er sie verlangte. Dies zog ihm einen Verweis von Seiten seines Vaters zu, welcher ihm schon oft gesagt hatte, daß so ein Junge wie er sich selbst helfen und nicht den Mägden commandiren müsse, weil er später auf dem Gymnasium und auf der Universität keine Dienstmagd hinter sich haben könne. Die Mutter aber sagte entschuldigend: „Der Junge ist so ordentlich, er stellt Alles an seinen bestimmten Platz. Ich wollte, die Kleine wäre so, doch ihr Brausekopf wirft noch Alles durcheinander und wird sich erst noch abklären müssen, ehe er auf Ordnung halten lernt. War es doch bei Luise auch so bis zu einem gewissen Alter. An dem Jungen aber habe ich meine Freude, denn er geht einher wie ein Soldat. Ich verdenke es ihm gar nicht, wenn er auf die Magd ärgerlich wird. Sie respectirt seinen Sinn und seine Gedanken noch nicht, achtet seiner Ordnungsliebe nicht und läßt ihm nichts auf dem Flecke stehen, wohin er es stellt. Das beleidigt seinen Stolz und mit Recht, und wenn er noch so klein ist."

Die Gesellschaft war endlich reisefertig und zog unter dem Gebell des Hofhundes, der stets ein lautes Freudengeheul anstimmte, so oft er die ganze Pfarrersfamilie vollständig beisammen sah (auch Karoline be-

gleitete uns bis an die Hofthür), zu dem rothen Thorwege hinaus. Der kleine Fritz marschirte nun mit seinem Stocke, der fast so groß war als er selbst, immer vor uns her, und nahm trotz der blanken Sturmriemen die Mütze, welche sich endlich gefunden hatte, unter den Augen des Vaters vor den vom Felde heimkehrenden Bauern immer gar tief ab. Luise ging, mit der Kleinen an der Hand, still hinter uns her; die Pfarrerin und der Pfarrer gingen an meiner Seite. Als es dunkler wurde, kehrte die Gesellschaft heim und ich setzte allein meinen Weg fort.

Schon in der nächstfolgenden Woche, am Donnerstage, feierte Julius mit Karoline seine Hochzeit. Die alte Predigerwitwe hatte es sich ausgebeten, daß sie nirgends anders als auf der Pfarre zu Wachtelheim gehalten würde, da sie einen Stolz darein setzte, die hochzeitlichen Festlichkeiten selbst zu leiten. Julius ersuchte mich, schon am Abende vor dem Hochzeitstage zu ihm zu kommen, und so saßen wir am andern Morgen bereits wohlgemuth beieinander, als die wohlbekannte Kutsche auf den Hof fuhr. Julius eilte sogleich an den Wagen, hob seine Braut heraus und führte sie am Arm ins Haus. Hierauf aber sprang zuerst Fritz heraus mit dem Stocke in der Hand, im grünen Leibröckchen oder „Schwurz", mit blanken

Knöpfchen und hinten mit wenig ausgeschnittenen aber kurzen Schößen. Die kleine Mathilde war heute wieder ganz munter und aufgeweckt. Als ich sie auf dem Arme in das Haus trug, war sie noch etwas blöde; später aber kam sie expreß zu mir und kletterte auf meinen Schoos, um mich am Backenbarte zu zupfen.

Die Honoratioren aus der Umgegend erschienen erst mehre Stunden später. Die Bauern aus dem Dorfe aber, welche zum Feste geladen waren, kamen alsbald, nachdem man den Wagen mit der Braut hatte auf den Hof fahren sehen. Männer und Frauen kamen einzeln daher, als ob sie sich heute am Hochzeitstage einander gar nicht kennten. Die Frauen gingen zuerst in die Küche und thaten, als hätten sie in der Wirthschaft zu thun. Die Männer dagegen standen in der Wohnstube, wo Tannenbretter als Bänke über die Stühle hingelegt waren, in ihrer steifen Sonntagskleidung beieinander, nahmen die dargebotenen Thonpfeifen und knüpften allerlei Gespräche miteinander an, jedoch weniger über häusliche und Wirthschaftssachen als über Gemeindeangelegenheiten. Auch fielen einige Winke über das Wetter; der Veranlassung aber, weswegen man eigentlich beisammen war, wurde nicht gedacht, wie geschäftig sich auch die Frauen fortwährend mit lächelnden Mienen durch die Männer hindurch in

die Kammer und wieder herausdrängten. Es schien eigentlich Niemand an die Hochzeit zu denken als Julius' Großmutter. Aber wie glücklich sah ich sie, als ich einmal auf Julius' Studirstube ging, durch eine offene Kammerthür vor dem Brautbette stehen, woran sie beschäftigt war hier und da noch eine Quaste von rothem Bande zu befestigen. Es schien, als könne sie kein Plätzchen mehr für eine solche Quaste auffinden, und siehe da, sie fand doch noch eins! Als sie aber sah, daß sie in ihrem Nachsinnen und Grübeln darüber belauscht war, wurde sie vielleicht zum ersten und einzigen Male, seit sie sich in der Welt als Großmutter fühlte, verlegen. „Was thut man nicht um der Kinder willen!" sagte sie endlich in ganz trockenem Tone und begann die Quaste anzunähen.

Luise hatte als Brautjungfer ihrer Schwester heute weniger in der Wirthschaft zu thun als an jenem Abendmahlstage in meinem Hause. Es war heute das erste Mal, daß wir Beide uns mehr als sonst zusammenfanden. Wir faßten jeder schon vor der Trauung die Kleine an Einer Hand und gingen mit ihr in den Garten. Hier riß diese sich von uns los, sprang vor uns her und ruhte nicht, bis wir nach ihr haschten, wobei Luise und ich nur mit Mühe es vermeiden konnten, nacheinander zu haschen. So

vergìng der größte Theil der Zeit für uns bis dahin, wo es zur Kirche läutete. Und so seltsam ist das Menschenherz in seinen Neigungen und so bald fühlt es schon ein süßes Bedürfniß, wo es eben erst einen Schatz geahnt hat, den es heben möchte, daß es mir war, als ob mir etwas fehle, da Luise auf dem Kirchgange nicht mehr, wie im Garten, an meiner Seite war, sondern vorn im Zuge als Brautjungfer ihrer Schwester dahinschritt.

Die Kleine wanderte den ganzen Tag unter uns von einem Arme zum andern. Während der Hochzeitsmahlzeit saß ich an Luisens Seite. Hinter uns auf dem Sopha saßen die Kinder. Sie hatten einen kleinen Tisch mit Speisen vor sich stehen und hörten anfangs andächtig zu bei den Trinksprüchen und Reden, welche vom Tische der Erwachsenen zu ihnen hinüberschallten. Plötzlich wurde es sehr laut an dem kleinen Tische, vor dem noch mehre andere Kinder saßen, und die kleine Mathilde rief, daß Fritz ein ganzes Glas Punsch, welches man für sie Alle zusammen hingestellt hatte, auf Einen Zug allein ausgetrunken habe. Fritz suchte sich vor den strengen Blicken seines Vaters zu vertheidigen und stellte die Thatsache geradezu in Abrede. Nun riefen alle Kinder so laut durcheinander, um Fritz zu verklagen, daß Niemand daran zweifeln konnte

ein früheres Glas Punsch, das sie gemeinschaftlich ausgetrunken hatten, habe auch in den Köpfen der Mädchen bereits die bedenklichsten Wirkungen hervorgebracht. Luise stand von meiner Seite auf, confiscirte das Glas der Kinder, sagte zu der Kleinen: „Mädchen, du bist ja betrunken!“ und drohte ihr Allerlei wegzunehmen, was zu Hause unzweifelhaft ihr gehörte, z. B. ein schwarzes Schaf und ein Huhn. Hierauf wurde die Kleine ganz still und so war der Friede wiederhergestellt. Fritz aber nahm, nachdem seine Schandthat mit diesem Punschglas vergessen war, plötzlich von hinten Luisens Glas weg, trank zuerst daraus und rief, wie Einer, der ein böses Gewissen hat, dann geschwind dahinter her: „Die Braut und der Bräutigam sollen leben — Vivat hoch!“ Er verschluckte zwar die ersten Worte noch mit dem Punsch, sodaß man fast weiter nichts von seiner Rede hörte als Vivat hoch. Dennoch aber waren die Bauern und Bäuerinnen ganz außer sich über die Klugheit des Jungen, über seine Manieren und über seine Freimüthigkeit. Die Kinder waren von jetzt an stolz auf Fritz, zumal da ein unvorsichtiger Gast ihnen bei dem Vivat des Jungen wieder zu trinken gab. Sie riefen nun immerfort, auch mit dem leeren Glase: „Der Bräutigam und die Braut sollen leben, Vivat hoch“,

bis endlich Luisens Vater ernsthaft dazwischen rief: „Nun ist's genug!“ Die kleine Mathilde hatte freilich noch immer nicht satt an der Lustbarkeit. Sie wollte es ihrem Bruder Fritz nachthun und schlich sich hinter Luise, um ihr ebenfalls das Glas wegzustehlen und die Brautleute leben zu lassen. Da sie aber, bevor sie hierzu gelangte, an Luisens Kleid faßte und sich daran festhielt, so drehte diese sich um, als sie eben die kleinen Hände nach dem Glase ausstreckte. Luise schlug die kleine Verbrecherin sanft, aber mit ernsthaften Mienen auf die Finger, und nahm sie dann, als ihr Gesicht säuerlich wurde und weinen wollte, auf den Schoos, um damit all ihrem Unfug ein Ende zu machen. Die Kleine schlief nun auf ihrem Schoose alsbald ein und erst gegen das Ende der Mahlzeit legte Luise sie sanft auf das Sopha, von dem die übrigen Kinder aufgestanden waren.

Nach einiger Zeit entfernte sich stillschweigend der Bräutigam und die Braut, welche von Luise und von ihren Eltern nur mit einem zärtlichen Blicke Abschied nahm. Ein Gemurmel folgte den Beiden nach. Die Bauern blieben in der Stube, die Bauerfrauen rückten um den kleinen Tisch vor dem Sopha zusammen, und tranken miteinander noch eine Flasche leichten süßen Weins. Die Honoratioren, darunter selbst

der Pfarrer von Buchenheim mit seiner Familie, für welche auf die Nacht nach der bisherigen Einrichtung im Pfarrhause zu Wachtelheim nicht Platz zum Uebernachten war, hielten es bei den mancherlei Anspielungen, die in diesem Zimmer laut wurden, für gerathen, ihren Rückzug zu nehmen und in das der Wohnstube gegenüberliegende Visitenzimmer hinüberzuwandern. Der Pfarrer zog dahin mit Fritz voran, die Pfarrerin und Luise ihm nach, ohne daß ihr Abzug in der Hochzeitsstube, wo trotz der späten Abendstunde noch immer die alte Predigerwitwe unter den Bauerfrauen als Königin thronte, gerade bemerkt wäre. Ich selbst hatte die Kleine auf den Arm genommen. Sie erhob zwar, als ich sie vom Sopha wegnahm, einmal das Köpfchen, ließ es aber dann müde sogleich wieder an meine Brust sinken.

In der Visitenstube standen Alle reisefertig umher. Fritz hatte schon den Stock in der Hand gehabt, als er die Hochzeitsstube verließ. Auch hatte er sogleich auf der Hausflur die Mütze aufgesetzt, die er in der Hand hatte. Der Pfarrer trug jetzt ebenfalls bereits den Hut auf dem Kopfe und half der Pfarrerin noch den Mantel umhängen. Luise endlich stand an meiner Seite in einem Winkel des Zimmers, band die Rosaschleife ihres Hutes unter dem Kinn zusammen,

hüllte sich in ihre Tücher und legte sich selbst den Mantel um die schönen Schultern. Ich konnte ihr dabei nicht helfen, denn ich stand neben ihr mit der Kleinen auf dem Arm, welche den ganzen Abend ununterbrochen fortschlief.

Fritz wurde nun zuweilen auf den Hof geschickt, um zu sehen, ob der Knecht die Pferde bereits vor die Kutsche gespannt habe. Als der Knecht, der mit einigen andern Kutschern wacker gezecht hatte, indessen immer noch zögerte, begab sich endlich die Pfarrerin voll Ungeduld mit Luise auch ohne die gewünschte Nachricht hinaus auf den Hof und Beide stiegen in die noch unbespannte Kutsche. Der Pfarrer blieb noch in der Visitenstube stehen, ich aber folgte den Frauen alsbald mit Mathilde nach. Während der Knecht langsam und träge nun die Pferde anschirrte, stand ich mit ihr auf dem Arme lange im Dunkeln vor dem Wagen. Endlich waren die Rosse angeschirrt. Der Pfarrer kam aus dem Hause gegangen und ihm voraus sprang Fritz mit dem Stocke in der Hand. Beide setzten sich ein und auch der Kutscher stieg auf den Bock. Als Alle im Wagen saßen, setzte ich die schlafende Kleine auf Luisens Schooos und zog dann die Hand wieder aus dem Wagen. Neben Luise saß ihre Mutter und schien, so viel ich im Mondenscheine sehen

konnte, meine Aufmerksamkeit gegen ihr Haus mit Wohlgefallen zu bemerken. Der Pfarrer und die Pfarrerin reichten mir noch die Hand heraus und auch Luise that desgleichen, nachdem sie die Kleine auf ihrem Schoose zurechtgelegt hatte.

Und damit schlug der Fuhrmann auf die Rosse, und der wohlbekannte Wagen flog wiederum vom Hofe herunter. Ich glaubte im Dunkeln zu bemerken, daß die Pferde, welche ihn zogen, an den Zäumen mit rothen Bändern geschmückt waren. Vermuthlich hatten die Knechte diese am Hochzeitstage von den rothen Bändern der Großmutter auf der Pfarre erobert und damit in den Ställen, der Sitte gemäß, ihre Pferde hochzeitlich geschmückt.

Fast gleichzeitig fuhren auch die übrigen Wagen vom Hofe ab, und unmittelbar darauf schlug ich zu Fuße den Rückweg nach Wolfsrode ein.

Als ich das nächste Mal auf die Pfarre zu Buchenheim kam, trat mir Fritz gar stolz entgegen, denn er bildete sich nicht wenig ein auf den Trinkspruch, welchen er auf der Hochzeit ausgebracht hatte. Die Kleine that wieder ganz verschämt, denn Luise hatte ihr soviel von ihrer Wildheit vorgeredet und gesagt, daß sie, die Kleine, sich doch eigentlich vor mir hätte

schämen sollen. Desto freier und offener aber trat mir Luise selbst entgegen. Der Pfarrer war ganz unverändert, die Pfarrerin aber schmunzelte über alle Maßen freundlich.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.